Aus Nord und Süd



1902

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend

Aus
Nord und Süd.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Jahrgang 1902.



Herrnhut.
Verlag der Missionsbuchhandlung der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität.

Inhalt

von „Aus Nord und Süd", Jahrgang 1902.

I. Allgemeines.

Aus der Heimat. Aus anderen Missionen. Kleine Mitteilungen.

II. Missions-Erzählungen und -Schilderungen.

III. Abbildungen.



Druck von Gustav Winter in Herrnhut.



Erscheint monatlich. **Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.** Preis jährl. 25 Pfg.

№ 1. Januar 1902. 3. Jahrgang.

Noch andere Schafe.

„Weil ich Jesu Schäflein bin, — Freu ich mich nur immerhin — Über meinen guten Hirten, — Der mich schön weiß zu bewirten, — Der mich liebet, der mich kennt — Und bei meinem Namen nennt." — Singen wir so nicht gern? Haben wir aber ein Recht dazu? Sind wir Schafe des guten Hirten? Er hat uns teuer erkauft, ist für uns in der Krippe geboren und am Kreuz gestorben, und wir wissen, daß er noch beständig „sucht und vor Verlangen brennt nach dem, das sich abgetrennt, will nicht, daß von seiner Herde irgend eins verloren werde." Danken wir ihm diese seine Treue? Folgen wir seiner Stimme, auf der Schulbank und in der Freizeit? Dann allerdings werden wir durch das ganze neue Jahr sicher wandern, sein Stab und Stecken wird uns leiten. Und dann werden wir auch im neuen Jahr die Hände falten dafür, daß noch viele schwarze und braune Menschen mit uns das Glück, Schäflein des guten Hirten zu sein, genießen möchten. Der Heiland hat ja schon im voraus in seiner, die ganze Welt umspannenden Liebe an die Heiden, an Neger, Eskimo, Indianer ꝛc. gedacht, als er sprach: „Ich habe noch andere Schafe, die muß ich auch herführen." Daß diese Schafe recht bald des Hirten Stimme hören und sich zu Jesu führen lassen möchten, das sei unsere Bitte an der Schwelle des neuen Jahres.

Über Nacht in Eis und Schnee.

Auf einer Missionsreise in Labrador. (Von A. Martin.)

Liebe junge Freunde! Aufgefordert, hie und da einen Beitrag für euer Blatt zu liefern, will ich heut einige Zeilen an euch richten. Im vergangenen Winter war ich auf Reisen; eine Entfernung von ungefähr 1000 Kilometer d. h. eine Strecke, wie die von Dresden nach Danzig und zurück, habe ich auf dem Hundeschlitten zurückgelegt. Davon will ich etwas erzählen. Um euch aber nicht durch eine lange Reisebeschreibung zu ermüden, greife ich eines meiner Nachtquartiere und was sich dort zutrug, heraus.

Gasthöfe giebt es, wie ihr wißt, in Labrador noch nicht, wenn auch öfters schon Briefe aus Deutschland an mich gelangt sind, in denen Reisende nach dem bestempfohlenen Hotel in Nain fragten. Wer sich in Labrador auf Reisen begiebt, muß selbst für seine Beköstigung sorgen. Die Entfernungen zwischen den Wohnorten an unsrer öden Küste sind aber oft so groß, daß man den Weg nicht in einem Tag zurücklegen kann, zumal bei ungünstiger Witterung. Dann muß man eben übernachten, wo man sich gerade befindet. Und ist kein Eskimohaus und kein Erwerbsplatz in der Nähe, so muß ein Schneehaus gebaut oder ein Zelt aufgeschlagen werden.

Am 5. Februar brach ich von der Station Okak auf, um nach dem nördlich gelegenen Hebron zu reisen. Das Wetter war schön, die Hunde waren frisch und munter, und rasch ging die Fahrt von

statten. Doch schon verkündeten die dunkeln, langgestreckten, an den Bergspitzen hängenden Wolken Unheil. Die Hälfte des Wegs hatten wir zurückgelegt, da mußten wir das Seeeis verlassen, um einen vorgelagerten Landrücken zu überschreiten. Der Himmel hatte sich bewölkt, der Wind wurde stärker, und schon wurden wir von Zeit zu Zeit von dichtem Schneegestöber eingehüllt. Und als wir in einem Thal an der Nordseite des Landrückens zum Seeeis hinunterfuhren, tobte uns ein gewaltiger Schneesturm aus Norden entgegen. Nun war es trotz aller Versuche unmöglich, weiter vorzudringen. Wir waren nicht im stande, dem Sturm entgegen die Augen zu öffnen. Die Köpfe unserer Hunde zeigten sich bald mit einer eisigen Schneekruste umgeben. Was war zu thun? In einer seitwärts gelegenen Bucht pflegen Okaker und Hebroner Eskimo im Herbst dem Seehundsfang mit Netzen obzuliegen. Dort sollten einige Hütten stehen, und die wollten wir nun aufsuchen, um einen Unterschlupf vor dem immer ärger tobenden Schneesturm zu gewinnen. Wir suchten und fanden endlich eine der Hütten, doch sie hatte weder Thür, noch Fenster, noch Ofen und war mit Eis und Schnee angefüllt. Eine zweite zeigte sich besser geeignet, darin zu übernachten. In diesem Häuschen suchten wir uns nun so schnell als möglich einzurichten. Außer mir und meinen beiden Fuhrleuten befand sich noch eine Schlittengesellschaft aus Okak, bestehend aus einem Ehepaar und ihrem Knecht, auf der Reise nach Hebron. Diese bezogen mit uns das Nachtquartier.

Stellt euch ein kleines, in der Grundfläche quadratisches Blockhäuschen vor, dessen Wände in der Länge 3 Meter messen mögen. Drei Wände sind 3/4 Meter hoch, nur die letzte, in welcher die Thür angebracht ist, ist höher. Auf den niedrigen Wänden liegt das Dach, welches sich von zwei Seiten stärker, von den beiden andern schwächer nach oben zuspitzt. Aufrecht stehen kann ich nur in der Mitte des Häuschens. Die Thür hat weder Angeln noch Verschluß, wie ein Kistendeckel wird sie vor die Öffnung gestellt und dann mit einem Stock festgestemmt, um das Hereinfallen in unser Zimmer zu verhindern. Derjenige von uns, welcher am Abend zuletzt noch im Freien gewesen war, hatte einen tüchtigen Schneeklumpen mitzubringen, und es wurden dann für die Nacht die großen Oeffnungen zwischen Thür und Hauswand mit Schnee zugestopft. Über der Thür befand sich das mit Seehundsdarm überspannte Fenster. Das wurde aber bei dem herrschenden Sturm so rasch mit Schnee zugedeckt, daß man oft mit der Hand gegen das Darmfenster schlagen mußte, um den Schnee abzuschütteln. Hausgerät gab es nur wenig. In jeder der beiden, der Thür gegenüberliegenden Ecken war eine niedrige, aus rohen Brettern gefertigte Pritsche angebracht, in ihrer Größe eben genügend für unsere beiden Gesellschaften. Zu unserm Glück befand sich auch ein kleiner, obwohl schadhafter eiserner Ofen im Häuschen. Eine Diele freilich fehlte, der Boden war mit Eis und Schnee bedeckt. Doch da wußten die Eskimo Rat. Nachdem wir unsere Ladung im Haus geborgen, die Pritschen mit dem Eisbärfell bedeckt und unsere Schlafsäcke darüber gebreitet hatten, suchten sie im Schnee nach Gesträuch, und dies wurde auf den Boden gestreut. Als später durch die Wärme des Ofens der Schnee anfing zu schmelzen, bewährte sich diese Diele vortrefflich, unsere Stiefel wurden wenigstens nicht ganz feucht. Nach allerlei vergeblichen Versuchen gelang es uns, in dem durch hereingewehten Schnee verstopften Ofen ein Feuer anzuzünden, aber freilich war der sich entwickelnde beißende Qualm für unsere Augen fast noch unangenehmer als der Schneesturm draußen. Allmählich aber wurde es besser, und wir konnten unsern Kessel auf den Ofen setzen, um Wasser für den Abendthee zu kochen. Während wir noch damit beschäftigt sind, vernehmen wir draußen Geräusch, die Thür wird aufgestoßen, zwei weitere Eskimo finden sich ein, ja sie bringen noch fünf tote Seehunde, die sie vom Netzplatz geholt hatten, mit ins Haus, um sie vor den draußen liegenden Hunden zu schützen. So füllte



Eskimo im Winter vor ihren Hütten.

sich das kleine Häuschen — Welcher Geruch! — Doch wir waren fröhlich und dankbar, unter schützendem Dache zu sein. Wir hatten gehofft, nur eine Nacht hier zubringen zu müssen und am nächsten Tag weiter reisen zu können, statt dessen aber mußten wir zwei Tage und drei Nächte hier verweilen. Das war ja nicht allzu angenehm, aber doch interessant.

Was trieben wir nun während der langen Zeit unsers unfreiwilligen Aufenthalts in dem Häuschen? Morgens und abends hielt ich eine Andacht, wir beteten miteinander und um eine täglich erneute Schneesäule, welche auf ihrer Spitze ein Licht trug, zusammengedrängt, sangen wir unsern Abendvers. Zuweilen verließen wir trotz des Sturmes das Haus, um draußen im Freien die zusammengedrückten Glieder zu strecken. Wir suchten im Schnee nach Holzstücken und Gesträuch, um es als Feuerungsmaterial zu gebrauchen, wir kochten unsre Mahlzeiten, wir schliefen oder plauderten miteinander. Bald hatten wir ernstere Gespräche, bald mußte ich allerlei erzählen. Namentlich für den Burenkrieg hatten meine Hörer ein lebhaftes Interesse. Als Gegenleistung gaben sie mir dann wieder allerlei Jagdabenteuer mit Wölfen und Bären zum besten.

Unsere Reisegefährten hatten sich, in der Hoffnung, schnell ans Ziel zu kommen, nur ungenügend mit Proviant versehen, da mußte ich mit dem meinigen aushelfen. Doch der war wohl für drei, aber nicht für acht Personen berechnet, schmolz also schnell zusammen. Der liebe Gott hatte geholfen: er hatte uns ja die fünf Seehunde ins Haus geschickt. So machten wir uns denn an diese. Einer der gefrorenen Seehunde ward vor den Ofen gerollt, und als der unter der Haut liegende Speck ein wenig aufgetaut war, wurde von geschickten Händen in wenigen Minuten das Fell samt der 3—4 Zentimeter dicken Specklage abgezogen. Dann wurde der runde Fleischkörper (Fleisch, Knochen, Eingeweide) in Scheiben zerhackt. Die dem Mittelstücke entnommenen Scheiben, in denen sich also Eingeweide nebst Inhalt befanden, wurden für die Hunde, Kopf- und Schwanzende für die Menschen bestimmt. Aber wo ein Gefäß hernehmen, um das Fleisch zu kochen? Meinen Theekessel hätte ich dazu nicht hergegeben, meine Eskimo muteten mir das auch nicht zu. Aber der findige Bartholomäus ging hinaus und fand nach längerem Suchen neben dem Haus eine große Blechpfanne im Schnee vergraben. Mit triumphierender Miene stellte er seinen Fund in unsere Mitte. Pfui, das Ding sah schaurig aus, doch ein anderes Gefäß hatten wir eben nicht. Mit einem Messer wurde der schlimmste Schmutz abgekratzt, dann wurde Wasser in die Pfanne geschüttet, um zu versuchen, ob man in ihr noch kochen könne. Sie war brauchbar. So wurde denn die Pfanne mit Seewasser gefüllt, denn weil wir kein Salz bei uns hatten, mußten wir das salzige



Schulkinder in Urambo (Deutsch-Ostafrika).

Meerwasser als Würze benutzen. Große Fleischstücke wurden hineingeworfen, und bald stieg ein lieblicher Geruch aus der Pfanne auf. Als das Fleisch nach einigen Stunden gar gekocht war, wurde es in eine nicht eben saubere alte Blechschüssel geschüttet. Diese stand auf dem Boden, rings um die Schüssel saßen und kauerten meine Eskimo und langten nun fröhlichen Herzens mit den Händen nach dem Leckerbissen. Hei, wie ihnen das Mahl mundete! „Willst du nicht auch Seehundsfleisch haben?“ fragte mich mein Fuhrmann Joseph kauend. — „Warum nicht? Der Geruch ist schön, ich möchte es schon einmal versuchen.“ — „O wie dankenswert bist du!“ erwiderten die sich geschmeichelt fühlenden Esser. Schnell hatte Joseph für mich einen kleinen Holzspieß geschnitzt, faßte damit ein Seehundsrippchen und überreichte es mir. Ich thats meinen Gefährten nach und suchte mit Messer und Zahn das Fleisch vom Knochen zu lösen und verzehrte es. Obs gemundet hat? Ei freilich, ganz prächtig, trotz des unsauberen Kochgeschirrs, der ungewaschenen Hände u. s. w. Ich hatte früher schon mehrmals zu Hause das Seehundsfleisch versucht, aber einen gewissen Widerwillen dagegen nicht überwinden können. Hier in unserer einfachen Herberge mundete es vortrefflich. Es störte mich auch zum Schluß nicht mehr, wenn die Frau, die sich unter uns befand, Kochgeschirr, Tasse und Messer nur in einer Obertasse und mit Hilfe eines Halstuchfetzens wusch.

(Schluß folgt.)

Schulkinder in Urambo (Deutsch-Ostafrika).

Der Ort, wo die Kinder auf dem Bilde versammelt sind, ist die Holztreppe der offenen Veranda des Wohnhauses in Urambo, die nach dem Garten zu führt. Sie sitzen unter dem vorspringenden, von Holzpfeilern getragenen Schutzdach, das, wie dort überall, aus Gras besteht. Links oben sieht man etwas vom Dach vorragen. Die Zeit der Bildaufnahme steht auf der schönen großen Schreiblesetafel vermerkt: 19. 1. 1901. Daß damit der 19. Januar gemeint ist, wißt ihr wohl alle. Ob ihr auch wißt, daß an einem 19. Januar, nämlich im Jahre 1733 die ersten Missionare der Brüdergemeine nach Grönland ausgezogen sind? Was sonst noch auf der Tafel steht, rufen euch die Kinder gleichsam zu: „Tuliwagisa wabwana“ d. h. „Wir grüßen euch, ihr Herren,“ und „Wawezya mno tulihalala kingi“ d. h. eigentlich: „Ihr habt es sehr schön gemacht = Danke sehr schön! Wir freuen uns sehr,“ nämlich darüber, daß ihr uns diese Tafel geschickt habt und wir nun besser lesen lernen können. — Und nun sehen wir uns die Personen an! Leider ist nur ein Teil der Kinder zur Stelle. Die Feldarbeit hält die fehlenden ab. Das wird aber nie anders sein. Solange wir nicht eine Kostschule haben, in der die Kinder (gegen kleine Dienstleistungen) Essen erhalten, werden immer einige zu Hause bleiben, um ihren Eltern bei der Arbeit zu helfen. Schon jetzt aber sammeln sie brav Ruten und Brennholz für die Missionare, um eine Art Schulgeld zu entrichten. Das Holz wird dann zum Besten der Schule versteigert. Deutsch fühlen die Kinder, das beweisen die Bilder des Kaisers und der Kaiserin. Sie singen auch schön. Was sie auf ihren Knien halten, sind ihre Schiefertafeln. Der beste Schüler links vorn hat seine Mütze, dort zu Lande Fes genannt, die mit einer Kokarde geschmückt ist, vor seine Füße hingestellt, um beachtet zu werden. Daß ihm der Schalk im Nacken sitzt, läßt sich denken. Wie verschmitzt er lacht! Das Trio der im Missionshaus wohnenden Kinder sitzt gerade in der Mitte der Gruppe, an ihren besseren Kleidern und intelligenteren Gesichtern sind sie leicht erkenntlich. In der zweiten Reihe von vorn sitzt an zweiter Stelle von links Musoga und an dritter Stelle Nyamizi, hinter beiden steht Maiia. Neuerdings wohnen noch vier andere Kinder bei den Missionaren. Diese leisten natürlich in der Schule etwas mehr als ihre Altersgenossen. Immerhin müssen wir den Kindern allen ein recht gutes Zeugnis ausstellen, wenn wir nach ihrem Betragen und ihren Leistungen in der Schulstunde fragen. Daß sie auch in den Freizeiten schon ebenso gesittet wären, wie ihr deutschen Burschen und Mädchen, das freilich können wir noch nicht behaupten. (Davon muß ich euch das nächste Mal etwas erzählen.) Das schon jetzt zu erwarten, wäre aber auch zu viel verlangt. Sind doch selbst ihre Eltern erst seit wenigen Jahren mit dem Evangelium bekannt und noch heute allesamt Heiden. Wie schön wäre es, wenn durch diese Kinder ein Strahl der Liebe unsers Gottes und Heilandes in die dunklen Hütten ihrer Eltern getragen würde und sie dann mit jenen zugleich unserm Heilande, der auch ihre unsterblichen Seelen so teuer erkauft hat, ihr Herz schenkten! Darum laßt uns angesichts der treuherzigen schwarzen Gesichter beten!

Rätsel.

In eines Erdteils Namen trage — den Namen eines Flusses ein, — und eins der Reiche alter Tage — wird alsobald gefunden sein. — Doch daß du unter allen Flüssen — auch triffst die einzig rechte Wahl, — so suche, wo nach Regengüssen — die Wasser wandern zum Aral!

Mk. 24.— zur Tilgung der Missionsschuld, durch Herrn Stadtvikar Scheiding in Aschaffenburg von seinen Schulkindern gesammelt; aus Eichelberg: Frau D. Mk. 2.—, von Schulkindern Mk. 2.—

Dankend empfangen **Missionsverwaltung, Herrnhut.**

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich, bringt regelmäßig Bilder und **kostet im Jahr nur 25 Pf.** (Porto für 1—5 Ex. 3 Pf., 6—11 Ex. 5 Pf.) — Von 20 Ex. an portofrei, von 50 Ex. an à 22 Pf. und portofrei; 100 und mehr Exemplare à 20 Pf. und portofrei.

Herausgeber Prediger Th. Bechler, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider.
Verlag der Missionsbuchhdlg. der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut.



Erscheint monatlich. **Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.** Preis jährl. 25 Pfg.

№ 2. Februar 1902. 3. Jahrgang.

Über Nacht in Eis und Schnee.

Auf einer Missionsreise in Labrador. (Von A. Martin.)

(Schluß.)

Endlich am Freitag hatten sich Sturm und Schneegestöber so weit beruhigt, daß wir unsere Reise nach Hebron fortsetzen konnten. Das Eis aber war noch so hoch mit Schnee bedeckt, daß unser Schlitten tief einsank und wir auch an diesem Tage Hebron nicht erreichen konnten, sondern noch einmal übernachten mußten. Diesmal fanden wir in der Napârtokbucht ein von Hebroner Eskimo bewohntes Haus, dessen Besitzer uns freundlichst bei sich aufnahm. Ich konnte ihnen einen Gottesdienst halten, eine in einem andern Haus krank darnieder liegende Frau besuchen und fühlte mich wohl bei den Leutchen. Ja, es war rührend, wie sie mir in ihrem armseligen Haus ein bequemes Nachtlager zubereiteten und selbst einen Federsack, welchen sie sonst brauchten, preisgaben und unter meinen Schlafsack legten, damit ich auf den ausgebreiteten Fichtenzweigen weicher ruhen sollte. Unter strömendem Regen fuhren wir am Sonnabend nach Hebron. Trotz der Fellkleider, welche wir trugen, waren wir bis auf die Haut durchnäßt, als wir endlich am Nachmittag auf der Station ankamen. Wie wohl thats da, die nassen Kleider abzulegen und die erstarrten Glieder am Ofen zu wärmen!

Als ich vor einigen Jahren von Okak nach Hebron fuhr, hatte ich den Weg in neun Stunden zurückgelegt, diesmal in fünf Tagen. Ja, so geht es auf den Reisen in Labrador. — Auf dem Rückweg übernachtete ich mit achtzehn Leuten in einer kleinen Hütte; es war bei dem strömenden Regen unmöglich, ein Schneehaus zu bauen. Das Dach des Hauses war so schadhaft, daß ein Mann die ganze Nacht hindurch das auf dem Boden sich sammelnde Wasser schöpfen und dann ins Freie tragen mußte. Wir hatten nicht Raum, uns niederzulegen und mußten in dieser Nacht auf den Reisekisten nebeneinander sitzend schlafen. Noch eine andere Nacht brachte ich im Freien zu. Der Schnee war zu eisig, um ihn mit dem Messer zu schneiden und ein Haus zu bauen. So drehten wir schnell entschlossen unsern Schlitten um, breiteten zwischen die nach oben stehenden Kufen das Eisbärfell und die Schlafsäcke und krochen in diese müde hinein. Über uns funkelte der schönste Sternenhimmel, der Mond schien hell und glänzend, uns zur Seite lagen die Hunde im Schnee, lautlose Stille lagerte über der weiten Eisfläche. War's nicht ein eigenartiges Nachtlager? Doch ich schlief prächtig, bis der neben mir liegende Hund, welcher aufstand und sich den Frostreif vom Fell schüttelte, mich in früher Morgenstunde weckte.

Aber nun sei's genug für heute. Habt ihr nicht Lust, auch einmal eine solche Reise zu machen und solche Nachtherbergen zu versuchen?

Mit herzlichen Grüßen

A. Martin.

Nain in Labrador, 12. Juli 1901.

———

Das Missionshaus in Urambo (Deutsch-Ostafrika).

Zwar ist es nur ein Haus, das ihr heut auf dem großen Bilde seht, aber wenn ihr bedenkt, wie viele Mühe es kostet, bis ein Missionar im fremden, unzivilisierten Lande ohne geübte Maurer und Handwerker Bäume gefällt, Bretter geschnitten, Pfosten aufgerichtet, Dachsparren gelegt, mit Gras das Dach gedeckt und auch Fenster und Thüren sorgsam gezimmert hat, dann werdet ihr ein solches Haus mit ganz anderen Augen ansehen. Und dazu kommt die Bedeutung des Gebäudes. Es ist eins der 3 Missionshäuser in Urambo und zwar das wichtigste, denn es stellt Kirche, Schule und Wohnhaus in eins dar. Im Unterstock wohnt der eine unserer beiden Missionare, Br. Dahl, mit seiner Gattin, im Oberstock aber befindet sich der weite, luftige Betsaal, in dem auch die Schule gehalten wird. Was giebt das für ein munteres Leben und Treiben, wenn des Vormittags um $^{1}/_{2}10$ Uhr gegen 40 schwarze Burschen und Mädchen (von denen ihr einige auf dem Bilde seht), herangestürmt kommen und auf den Wink des Lehrers warten, der ihnen dann erlaubt, in den Oberstock hinaufzuziehen! Dort nehmen sie vor der großen Wandtafel Platz, die das Bild im Januarheft zeigte, und fangen dann nach Gebet und Gesang mit biblischer Geschichte, Lesen, Singen, Schreiben, Rechnen die Arbeit an. Des Nachmittags giebts dies und das in Haus und Hof zu thun, Wege zu reinigen, Bauholz und Zaunruten zu sammeln, Botengänge zu verrichten, vielleicht auch in dem schönen Zitronenhain zu arbeiten, der rechts auf unserem Bilde hervorlugt.



Das erste Missionshaus in Urambo (Deutsch-Ostafrika).

Leiden und Freuden bei der Erziehung ostafrikanischer Kinder.

Zu dem Bilde von den Schulkindern in Urambo (im Januarheft) versprach ich euch noch eine Geschichte. Hier ist sie. Sie zeigt uns so recht, mit was für Schwierigkeiten die Missionsgeschwister in Urambo bei der Erziehung ostafrikanischer Heidenkinder und zwar bei der Pflege der befreiten Sklavenmädchen, die ihnen von der deutschen Regierung zur Erziehung übergeben worden sind, zu kämpfen haben. Diese verstehen noch gar nicht, wie gut es ihre Lehrer

mit ihnen meinen und daß sie bei allem, was sie ihnen anthun, und wären es auch einmal Rügen und Zurechtweisungen, ihr Bestes im Auge haben. Die Kinder haben es sehr gut. Freilich so ganz frei und ungebunden, wie die anderen Schulkinder, dürfen sie nicht umherstreifen, sie sollen eben gerade im Missionshaus wohnen, um Anstand und Sitte zu lernen. Aber um so mehr haben sie ja vor ihren Altersgenossen voraus, denn sie lernen viel Schönes und Gutes, was sonst nur europäischen Kindern zu teil wird. Und nun hört, wie sie den Missionaren das gedankt haben!

Am Tage vor Himmelfahrt, den 15. Mai 1901, kommt Br. Dahl, wie gewöhnlich um ½12 Uhr, mit seinen 36 Schulkindern aus dem Betsaal, in dem die Schule gehalten worden war, herunter. Unter den Kindern befinden sich auch die sieben, die als Hauskinder in besonderer Pflege der Geschwister Dahl und des Bruders Meier stehen. Den Tag über übt Schw. Dahl die Aufsicht über sie aus, die Nacht verbringen drei Kinder in Geschw. Dahls, vier in Br. Meiers Wohnung. An diesen arbeiten die Seelsorger besonders treu; jene aber bereiten ihnen manche Sorge. Der heutige Tag brachte einen neuen Kummer. Schwester Dahl hatte ihrem Manne im Wohnraum der Kinder eine ganze Menge Mehlbrei (Kafferkorn und Reis) zu zeigen, die die Kinder dort stehen gelassen hatten, weil sie es offenbar nicht essen mochten. Natürlich gab es Vorwürfe über ihren Leichtsinn und die Verschwendung der Gottesgabe. Das Essen mußte heut noch einmal gekocht und dann genossen werden. Prügel setzte es keine, denn so etwas war bis dahin noch nicht vorgekommen. Darüber ging Br. Dahl zu Tisch und nachher an seine Predigt-Vorbereitung für den folgenden Tag. Da kommt plötzlich eines der Mädchen, Genziyawo, mit verstörtem Gesicht herangelaufen und ruft: „Nyamizi ist auf und davon! Kamundi, die kleinste, und ich sollten auch mitlaufen, aber wir wollten nicht!" Das gab einen Schrecken! Die Fragen ergaben, daß die beiden größten Mädchen aus Tabora, Sisangilwa, die in Kilungule bei Br. Meyer untergebracht ist und trotz ihren 16 Jahren kein gutes Element in der Gesellschaft ausmacht, und Matonya, die bei Geschw. Dahl wohnt, den Kameradinnen so viel von ihrem früheren herrlich ungebundenen Leben vorgeschwärmt hatten, daß dadurch selbst die älteren drei Hauskinder, Nyamizi, Musoga und Maiia, die auf dem Bilde in der Mitte saßen und mit denen die Missionare recht zufrieden waren, sich nach Freiheit zu sehnen begannen und daher zu den Askari, den schwarzen Soldaten in Tabora, laufen wollten. Die Rüge, die sie am Vormittag erhalten hatten, war nur als Vorwand zum Aufbruch benutzt worden. Sie sprengten aus, sie hätten nicht genug zu essen bekommen. Und dabei hatten die sieben Kinder einen erstaunlichen Appetit entwickelt, und es war ihr Hunger im letzten Monat durch besondere Umstände in einer Weise befriedigt worden, wie kaum je zuvor, denn es hatte gerade viel frisches Fleisch gegeben. Und auch körperliche Züchtigungen waren nur äußerst selten, bei Lügen, Trotz und dergleichen, angewendet worden. Besser als im Missionshaus konnten sie es nirgends haben. — Sofort wurden nun einige Stationsburschen und ein älterer Arbeiter zu den Dorfschulzen der benachbarten Ortschaften ausgeschickt, um zu fragen, ob jemand etwas von den Kindern gesehen hätte; und vor allem wurde der Weg nach Tabora bis zum nächsten Lagerplatz, 5 Stunden weit, abgesucht. Eine lange, bange Nacht folgte. Niemand wollte etwas von den Kindern gesehen haben. Schon war das Läuten am Morgen des Himmelfahrtstages vorbei und die Himmelfahrtspredigt rückte heran. Es beschlichen den Missionar trübe Gedanken von der Vergeblichkeit aller Missionsarbeit in Urambo; denn schon 3½ Jahre lang hatten sie sich mit den Kindern gemüht. Ja Nyamizi, Musoga und Maiia machten Geschw. Stern Freude, und nur die letztere, die kleine, hatte bereits einmal einen Versuch gemacht, sich zu entfernen. Schon füllte sich der Hof mit Kirchbesuchern, da plötzlich fliegt von Mund zu Mund der Ruf: „Sie kommen!"

Wäre die Sache nicht ernst und traurig gewesen, man hätte sich des Lachens nicht erwehren können. Von einem Burschen und zwei Arbeitern begleitet, rückten die 5 entwischten Mädchen, von Hals zu Hals an einen langen Rindenstrick gebunden, hinter einander in den Hof ein. Der Aufzug, in dem sie anzogen, spottete jeder Beschreibung, denn sie hatten auf ihrem 5stündigen Marsch Sümpfe und Moräste durchwaten müssen. Die Arbeiter trugen auf ihrem Kopf die Rindentrommeln, welche sämtliche Kleider und Perlen der Kinder sowie ihre 4 Kochtöpfe enthielten. Diese Trommeln oder Schachteln bergen stets die Habseligkeiten der Kinder und stehen unter Aufsicht des Missionars. Die Eigentümer hatten sie mit List entführt. — Daß ein ernstes Wort geredet, ja auch ernst gehandelt werden mußte, versteht sich. Vor aller Augen empfingen die kleinen Ausreißer, was ihre Thaten wert waren. Eine Viertelstunde später saßen sie wieder wie sonst auf der vordersten Bank im Betsaal und schämten sich gewaltig; am Nachmittag aber mußten sie zur Strafe zwei Stunden lang Mais und Bohnen abziehen, während die beiden braven Kinder von Schw. Dahl mit Perlen beschenkt wurden, die sie still und andächtig an einem Faden aufreihten. Ja die Strafzeit zog sich noch in den nächsten Tag hinein. An diesem erst gab es wieder zu essen und zu trinken wie früher. Erfreulicherweise schienen die Worte, die zu den Kindern geredet wurden von dem Unrecht, das sie im letzten Grunde gegen Jesum begangen hätten, ihres Eindrucks nicht zu verfehlen.

Die Missionare nahmen nun ihre Erziehungsthätigkeit wieder auf. Es ist diese aber dadurch besonders erschwert, daß unter den von Tabora ihnen zugeführten Mädchen eben jene zwei sich befinden, Sisangilwa und Matonya, welche Anstifter jenes Flucht-

versuchs waren. Diese haben die Kinderschuhe schon längst ausgezogen und haben eine recht versuchungsreiche Jugend hinter sich. Sisangilwa ist dreist und verstockt, ihre Kameradin scheint zwar folgsam, aber ihr Kopf ist auch mit schlechten Gedanken angefüllt. In der Schule sind sie ganz aufgeweckt. Die beiden jüngeren von Tabora den Missionaren zur Erziehung überwiesenen Mädchen sind die oben genannten, Genziyawo und Kamundi. Erstere ist mit ihren zehn Jahren schon hoch aufgeschossen wie eine Bohnenstange und sieht sehr kränklich aus. Sie stammt aus Urundi, also vom Watuzistamm, und scheint lenksam und weicher Natur zu sein. Die Sprache der Wanyamwesi wird ihr schwer. Die kleine erst 6 Jahre alte Kamundi zog mit einer Hautkrankheit ein, die sie bald an andere Kinder weitergab. Bei ihrem guten Appetit ists kein Wunder, daß sie wie ein Hefenkloß aufgeht. Ihre Augen strahlen, wenn man ihr etwas zu essen giebt, und ihre Backen runden sich von Tag zu Tag mehr. Aber auch geistig scheint sie sich günstig zu entwickeln. Dasselbe gilt von den 3 Hauskindern, die schon längere Zeit (Nyamizi) bei Br. Meier und (Maüa und Musoga) bei Geschw. Dahl wohnen! Erstere ist lebendig, aufgeweckt und giebt in der Schule verständige Antworten. Sie verspricht, einmal eine gute Hilfslehrerin abzugeben. Charakterlich plagt sie Ehrgeiz, Empfindlichkeit, Rechthaberei und Zanksucht. Musoga ist weich, still, lenksam, macht gleichfalls gute Fortschritte im Lesen und Schreiben, muß aber ihre Trägheit, Vergeßlichkeit und Feigheit überwinden, wenn sie auch später Lehrerin werden will. Erfreulicherweise nimmt sie es mit der Wahrheit ganz anders genau als früher. Auch die kleine Maüa, die Geschw. Dahl erst kürzlich von Geschw. Stern übernahmen, scheint sich zum Guten zu entwickeln; etwas fleißiger könnte sie sein.

So. Nun haben wir die Mädchen alle kennen gelernt. Nicht wahr, es giebt Grund genug, sie dem Herrn Jesus ans Herz zu legen, damit er sie zu braven Menschen und treuen Christen mache. Möchte nur das vergangene Weihnachtsfest das Herz aller Schulkinder in Urambo ergriffen haben! Im vergangenen Jahr übte die fröhliche Feier einen recht guten Eindruck auf sie aus, und mit den schönen Mützen, die sie durch die Güte der Königsfelder und Kleinwelker Missionsfreunde erhalten hatten, zogen sie strahlend aus dem Missionshause in ihre Hütten.

Die Joelplage in Deutsch-Ostafrika.

Im Morgenlande, in Westindien und in verschiedenen Teilen des afrikanischen Kontinents tritt von Zeit zu Zeit jene furchtbare Landplage auf, die uns der Prophet Joel schon so anschaulich geschildert hat (1, 2): „Was die Nager lassen, das fressen die Schwärmer, und was die Schwärmer lassen, das fressen die Fresser, und was die Fresser lassen, das frißt der Abschäler.“ Mit diesen Hauptworten sind 4 verschiedene Heuschreckenarten gemeint. Die einzelne Heuschrecke mißt bekanntlich höchstens 5 cm in der Länge. Die Tiere brechen aber in solch unermeßlichen Scharen über einen Landstrich herein, daß sie im Flug die Sonne verdunkeln (Joel 2, 2) und im Kriechen und Fressen Feld und Flur in kurzer Zeit aus einem blühenden Gefilde zur trostlosesten Einöde wandeln. Von einem solchen Raubzug und seiner Abwehr schrieb Bruder Stern aus Urambo in Deutsch-Ostafrika im November 1898: Vor einer drohenden, großen Gefahr hat der Herr unsere junge Anpflanzung gnädig behütet. Ein Heuschreckenschwarm von ganz enormer Ausdehnung (3/4 Stunden Länge und 1/4 Stunde Breite) war über die Gegend dahingeflogen und hatte thatsächlich die Sonne verdunkelt und die ganze Landschaft verfinstert. Die Arbeiter thaten das Ihre, um die Tiere von den Feldern abzuhalten. Sie schrieen aus vollem Halse und schlugen mit großen Zweigen und Wedeln von Palmblättern um sich, um zu verhindern, daß der Schwarm sich niederließ und die Heuschrecken dann nach ihrer Gewohnheit an den fruchtbarsten Stellen ihre Eier legten. Der Monat November ist ihre Schwarmzeit. Fünf oder sechs solcher Züge sind dies Jahr schon über Urambo hingeflogen.

Rätsel.

A muß beständig fließen — O soll man nicht verschließen — U darf nicht stille stehn — Muß unaufhörlich gehn.

Frs. 16.— für die Missionsschuld von der Sonntagsschule in Freienstein durch Br. Steinberg, Mk. 3.— von der Ebersdorfer Sonntagsschule durch Schw. K. H., Mk. 1.— von Fräulein C., Mk. —.10 von Frl. S., Mk. 1.10 von Herrn Mühlenbesitzer Protze, Klein-Cotta.

Dankend Missionsverwaltung, Herrnhut.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich stets mit Bildern. Preis des Jahrgangs 25 Pfg. ohne Porto.

Z. B. kosten im Inland zusammen versandt:

5 Ex	mit Porto	Mk.	1.65	im Jahr
10	„ „	„	3.10	„
20	„ portofrei	„	5.—	„
50	„ „	„	11.—	„
100	„ „	„	20.—	„

Werbeblätter stehen zu Diensten.

Bestellungen erbittet die

Missionsbuchhandlung in Herrnhut.

Herausgeber Prediger Th. Bechler, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider.

Verlag der Missionsbuchhdlg. der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut.



Erscheint monatlich. **Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.** Preis jährl. 25 Pfg.

№ 3. März 1902. 3. Jahrgang.

Der Eisbär in Grönland.

Der Eisbär kommt nicht überall in Grönland vor, meist nur im nördlichsten wie südlichsten Landesteil. Bekanntlich lagen unsre Missionsstationen nur in Südgrönland; und zwar drei derselben in dem nördlichen Teile Südgrönlands, während die andern drei Stationen im äußersten Süden des Landes angelegt waren. Der Zwischenraum zwischen beiden Stationsgruppen betrug etwa 80 deutsche Meilen. Während sich nun bei den nördlichen Stationen selten ein Eisbär blicken ließ, kamen sie im Süden häufig vor, am häufigsten bei Friedrichsthal, das hart an der Südspitze gelegen ist. Bekanntlich ist die Westküste Grönlands, auf welcher unsere Stationen lagen, einen großen Teil des Jahres hindurch mehr oder weniger dicht von Treibeis umlagert, das, von der Ostküste kommend, durch Wind und Strömung oft sehr weit nach Norden hinaufgetrieben wird. Dieses Treibeis besteht aus sehr großen, aber auch aus kleineren flachen Eisschollen, daneben auch aus größeren und kleineren Eisbergen. Mit diesem Treibeis nun wurden die Eisbären der Westküste zugeführt. Sie lieben nämlich den Aufenthalt auf den Schollen und gehen auch auf diesem Eis ihrer Nahrung nach. Da machen sie Jagd auf die auf dem Eis sich sonnenden Seehunde, greifen auch wohl das Wallroß an, welches sich freilich mit seinen langen Zähnen trefflich wehren kann und oft wohl auch den Sieg im Kampf davonträgt. Das Treibeis also brachte die Eisbären. Und sobald die Grönländer das Nahen der Schollen bemerkten, zogen sie zur Jagd aus. So kam es, daß gleich im Süden bei Friedrichsthal die Mehrzahl der Eisbären erlegt wurde. Selten nur entkamen etliche, die dann mit dem Eis die Fahrt bis nach Godthaab fortsetzen konnten.

Der Eisbär mißt $2\frac{1}{2}$ Meter in die Länge und halb so viel in die Höhe, hat einen länglich schmalen Kopf, dem eines Hundes ähnlich, und lange, schöne, weiße Haare, die aber nicht ganz so weich wie Wolle sind. Er ist größer wie die schwarzen Bären, sein Fell kann 9—10 Fuß lang werden. Das Fleisch dieser Tiere schmeckt nicht übel, wird aber mit der Zeit ziemlich thranig und ist dann für den Europäer fast ungenießbar. Zuweilen wurden die Eisbär-Schinken gesalzen und geräuchert, doch gewann ihnen auch dann noch mancher Europäer wenig Wohlgeschmack ab. Viele Grönländer essen das Fleisch des Eisbären sehr gern, andere wieder versichern, sie könnten keinen Bissen davon herunterbringen. Alle aber lieben das Fett des Tieres und können nie genug davon erlangen.

Die Eisbären schwimmen sehr gut, oft weite Strecken von einer Eisscholle zur andern, setzen auch mit Leichtigkeit über die breitesten Fjorde hinweg. Beim Schwimmen zeigt der Eisbär die Eigentümlichkeit, daß er sich nicht fortbewegt wie ein Hund, sondern gleichzeitig mit beiden Pfoten bald nach rechts, bald nach links das Wasser hinter sich zurückschiebt, wodurch er ziemlich schnell vorwärts kommt. Werden die Eisbären verfolgt, so schwimmen sie auch ganz unter dem Wasser, oder so, daß sie nur einen kleinen

Teil des Kopfes aus dem Wasser vorstrecken, um so wenig wie möglich gesehen zu werden.

Die Eisbären bleiben jedoch nicht immer nur auf den Eisschollen, sondern suchen auch das Land auf, um sich auch dort Nahrung zu verschaffen. Im Winter richten sie sich auch wohl in einer Felsenkluft häuslich ein oder graben sich im tiefen Schnee ein großes Loch, das für die ganze Bärenfamilie ausreicht. Von solchen Winterquartieren aus suchen sie nicht selten die Vorratshäuser der Grönländer auf, werfen mit Leichtigkeit die Steinmauer auseinander und verzehren das, was der Eskimo sich für die Zeit der Not zurückgelegt hat. Oft sind die Eisbären auch so dreist, durch die Fleisch- und Speckgerüche angelockt, sogar die Wohnstätten der Grönländer mit ihrem Besuch zu beehren. Solche Besuche sind dann freilich dem Menschen sehr ärgerlich, werden auch meist recht grausam bestraft. Wehe dem Räuber, wenn er unvorsichtig genug ist, sich irgendwo antreffen zu lassen! Eine Kugel ist ihm sicher, und mit seinem Fell muß er den Schaden bezahlen.



Der Eisbär.

Das Fell des Eisbären ist für den Grönländer der begehrenswerteste Teil des Tieres, denn er erhält dafür vom Kaufmann oft 40 Kronen, etwa 44 Mark, wofür sich viel Notwendiges für eine grönländische Haushaltung beschaffen läßt. Eigentümlicher Weise kommt übrigens nicht etwa dem glücklichen Schützen das Fell zu, sondern demjenigen, der das Tier zuerst gesehen hat, und sei dies auch nur ein fünfjähriges Kind. Das ist aber nun einmal in Grönland so Sitte, und niemand lehnt sich dagegen auf.

Wenn der Eisbär nicht hungrig ist, ist er dem Menschen nicht gefährlich, ja flieht ihn sogar. Wird er aber, etwa durch einen nicht tötlichen Schuß, gereizt oder spürt er Hunger, dann kann er äußerst gefährlich werden.

Nach Br. Riegel.

Von einem Eisbären überfallen.

Von Br. Hinz übersetzt aus der einzigen in Grönland erscheinenden grönl. Zeitung.

„Am 28. Juni 1898 abends, in der Zeit, wo die Alten sich zur Ruhe begeben, spielten Kinder auf einer großen Klippe, westlich von den Zelten, die ihre Eltern bewohnten. Beim Spielen und Fröhlichsein waren sie ihrer Gewohnheit nach sehr laut. Da sah einer von ihnen etwas und wies die anderen darauf hin. Andere sahen, daß etwas auf sie zu kam, erkannten es aber nicht gleich. Siehe, da war es ein großer Eisbär. Als sie den erkannten, erschraken sie sehr und flohen. Die Größeren unter ihnen waren fast nur Mädchen, und diese suchten nach Vermögen die kleineren Kinder zu retten und mit ihnen zu fliehen. Das Geschrei und Rufen der Fliehenden hörten zwar die auf dem Heringsfangplatz wohnenden Erwachsenen, aber sie verstanden nicht gleich, weshalb sie riefen. Die Fliehenden, die die Kinder nach Vermögen zu retten suchten, ergriffen auch einen kleinen, 5jährigen Jungen. Aber als sie in die Nähe der Zelte kamen, ließen sie ihn doch wieder los, und der Eisbär erfaßte ihn. Einige Männer mit Flinten sahen ihn, vermochten ihn aber nicht gleich zu schießen, weil er den Knaben umgeworfen hatte und über ihm stand. Aber als der Eisbär die Männer sahe, verließ er seine Beute und ging. Da schossen sie ihn dreimal. Die Männer dachten nicht an die Beute, sondern ergriffen erst den Knaben. Aber siehe da, der Eisbär hatte ihn in den Kopf gebissen. Die ihn gesehen, sagen, er sei gefühllos und nicht bei Verstand gewesen. Früh am dritten Tage starb er. Der Junge war der Sohn einer Witwe. Er hieß Eleasar. — Der Eisbär war hungrig gewesen, sonst fallen Eisbären Menschen nicht an“.

Aerztliche Mission.

Neben dem Gebot „Prediget das Evangelium!" hinterließ uns der Heiland auch den Auftrag: „Heilet die Kranken!" Und so haben die Missionare von jeher auch ärztliche Dienste gethan. Ja heut zu Tage wird die ärztliche Mission mit besonderem Nachdruck betrieben. Auf unserem Bilde seht ihr einen voll ausgebildeten Arzt, Dr. Schreiber mit Namen, der auf der Missionsstation der rheinischen Gesellschaft in Pea Radja auf Sumatra in schöner Arbeit steht. Mit 26 Jahren bereits zog er aus, und im Juni 1900 eröffnete er die ärztliche Thätigkeit unter den Battas. Bis zum 31. Dezember hatte er bereits über 3000 Patienten bedient und im kleinen Krankenhaus 35 Kranke verpflegt. Behilflich sind ihm eine Schwester im Krankenhaus, eine zweite im Kinderheim, die dritte als Gemeindeschwester, eine vierte in der Haushaltung. Und das Bild beweist uns, daß auch schon Eingeborene hilfreich thätig sind, wenn auch zunächst nur bei der Medizinbereitung in der Apotheke.



Ein Missionsarzt bedient Kranke.

Auch die Brüdermission hat schon eine ganze Anzahl, ungefähr 20 ärztliche Missionare ausgesandt. Im 18. Jahrhundert zogen z. B. zwei Ärzte nach Persien und Abessynien, und seitdem arbeiteten voll ausgebildete Ärzte in Südafrika, Moskito, Alaska, Himalaya, zur Zeit noch Dr. Romig in Alaska und Dr. Shawe in Himalaya, und seit einigen Jahren stehen außerdem Missionare im Dienst, die in London wenigstens ein Jahr lang medizinischen Unterricht genossen haben. Als solcher arbeiten Br. Jansa und K. Meier in Deutsch-Ostafrika, Br. Großmann in Moskito, Br. Hettasch in Labrador. Und in unseren Aussätzigen-Asylen in Jerusalem und Suriname sind einige Diakonissen selbstlos thätig. Ja im Missionsinstitut wird allen Brüdern Anleitung zu ärztlicher Arbeit gegeben.

Heute nur ein Beispiel von den Schwierigkeiten und den Erfolgen unserer ärztlichen Mission! Wir sind im Hospital in Leh auf dem Himalaya. Dr. Shawe hat schon einige Kranke behandelt. Jetzt erscheint eine Frau, die einen so bösen Hals hat, daß sofort ein Schnitt gemacht werden muß. Geschieht das nicht, dann steht ihr Leben in Gefahr. Das wird der Frau klar auseinandergesetzt und sie schließlich gefragt, ob sie die Operation an sich vollziehen lassen wolle oder nicht. Es entspinnt sich darüber folgendes Gespräch:

Frau: „Will er auch mit dem Messer schneiden?" — Missionar: „Ja". — Frau: „Wird Blut kommen?" — Missionar: „Ja, etwas, es wird aber nicht sehr weh thun."

Frau: „Nein ich weiß schon. Er soll mich nicht schneiden. Hat er denn keine Medizin dagegen?" — Miss.: „Nein; hier hilft keine Medizin. Du mußt es uns jetzt sagen: willst Du Dich ein wenig schneiden lassen oder nicht? Wenn nicht, wird Dein Hals immer schlimmer und Du mußt vielleicht sterben." — Frau: „Ich weiß nicht, ich muß mir's

erst überlegen!" — Miss.: „Nein, wir haben nicht viel Zeit. Komm jetzt! Dann ist's bald vorbei!" — Die Diakonisse faßt sie bei der Hand und will sie ins Operationszimmer führen. Die Frau reißt sich los und läuft davon. Andere Kranke werden vorgenommen. Plötzlich sieht man die Frau wieder an der Thür. Sie hat sich's überlegt und will sich schneiden lassen. Miss.: „Dann komme her, Du mußt dich auf den Tisch legen." — Frau: „Nein, das thue ich nicht." — Miss.: „Ja, dann können wir nicht helfen, dann mußt Du sterben."

Die Frau überlegt und kommt schließlich zum Entschluß, sich vom Doktor behandeln zu lassen. Sie wird auf den Tisch gebracht. Da sieht sie, daß Br. Shawe ein Messer hervorholt. Sofort springt sie herunter und läuft zur Thüre hinaus. — Erst nach langer Zeit erscheint sie wieder, es entspinnen sich noch einmal die alten Reden. Sie steigt dann auf den Tisch. Alle Anwesenden halten sie fest. Bruder Shawe schneidet. In einer Minute ist alles vorbei. Sie wird verbunden und zieht fröhlich ihre Straße.

Seehundsfang an der Eiskante (Labrador).

Es ist Winter; auch in Labrador. Aber schon werden die Tage länger, und die Tag- und Nachtgleiche ist nicht mehr fern. Lange schon heult der scharfe Nordwest und hat allmählich die draußen im Osten vor der festen Eisdecke lagernden Eisschollen weit hinaus ins offene Meer getrieben. Die vom Lande aus meilenweit nach Osten sich erstreckende Eisdecke bildet einen Gürtel, eine scharfe „Kante" gegen die See zu. Vor derselben liegt ein weites Wasserbecken und jenseits davon wieder ein breiter Gürtel von in- und durcheinander geschobenen, mächtigen Eisschollen. Das ist die rechte Zeit, um an die „Seekante" zu gehen und dort Seehunde zu erbeuten. Einige Männer, unter ihnen der Nationalhelfer Adam, machen sich auf den Weg. Das Ziel ist weit entfernt, aber endlich haben sie die Seekante erreicht. Die Hunde werden ausgespannt, der Kajak bereit gelegt, und scharf schaut das Auge aus, ob nicht der Kopf eines Seehundes aus dem Wasser auftauche. Halt, das war einer, dort ein zweiter, ein dritter, aber schade, der erste ist außer Schußweite, die anderen verfehlt die Kugel. Schon verschwindet die Sonne im Westen hinter den fernen Inseln; da — gelingt es Adam, einen ugjak, einen großen, bärtigen Seehund tötlich zu treffen. Die Harpune sitzt fest in der Seite des Tieres, und Adams Gefährten eilen herbei, um ihm behilflich zu sein, die gute Beute aufs Eis zu ziehen. Dieser schöne Erfolg giebt Lust und Mut, die Jagd am nächsten Tage fortzusetzen. Darum kehren die Jäger nicht heim, sondern sorgen für einen Platz, wo sie nächtigen können. Um am Morgen dem Fangplatz bald nahe zu sein, beschließen sie, von der Seekante aus nur ein Stück weit auf das Land zuzufahren und auf dem Eise ein Schneehaus zu errichten. Der festgefrorene Schnee eignet sich heut gut dazu. Bald steht das Haus fertig da; und nachdem alles, was vor den gefräßigen Hunden gesichert werden muß, im Schneehaus geborgen ist, und die Jagdbeute eine kräftige Mahlzeit abgegeben hat, legen sich die Jäger zur Ruhe nieder. Sie schlafen vortrefflich. Plötzlich am Morgen erwachen sie. Es will ihnen scheinen, als ob die Eisfläche unter ihnen sich hebe und senke. Schnell springen sie auf. Ja, da hat sich der Wind nach Nordost gewendet, mächtige Springwellen toben gegen die Eisdecke, es gilt keinen Augenblick zu verlieren, sondern sich zu retten. Schnell ist das Gerät aus dem Schneehaus geholt, auf den Schlitten geworfen, aber — noch während die Männer damit beschäftigt sind, löst sich unter gewaltigem Krachen ein Eisfeld los, durch die Mitte der eben noch innegehabten Lagerstätte geht der Riß, die Hälfte des Hauses und ein Teil der Jagdbeute schwimmt von dannen. Ein großes Glück, daß das Eis, auf dem sie stehen, noch fest ist. Da wird denn schnell der Schlitten bepackt, die Hunde werden angeschirrt, und in fliegender Eile gehts dem nächsten Lande zu. Für diesmal sind Menschen und Tier gerettet!

Neuere Nachrichten.

Noch ist in Südafrika kein Friede geschlossen und die Missionsarbeit liegt dort schwer darnieder: noch ist unsere Arbeit auf der Moskitoküste hart bedrängt, da kommt die Trauerkunde von dem Heimgang von 4 jungen Kaufleuten und einer Missionsfrau in Suriname! Eine schwere Krankheit herrschte dort und gegen 30 Geschwister lagen daran darnieder. Der Herr schenke bald überall wieder Frieden, Ruhe, Gesundheit und fröhlichen Fortschritt am Bau seines Reichs!

Rätsel.

3. Mit einem d ist's eine Frucht, doch wächst bei uns sie nicht; — mit t ein Kleid, das meist dem Winter nur entspricht; — mit g ein Zustand, wenn an allem es gebricht.

Frs. 18,18 aus den Kinder-Missionsbüchsen der Sonntagsschulen in Freienstein, Schweiz, Oktober-Dezember und 25 Pfg. von L. H. in Oberbronn dankend erhalten

Missionsverwaltung Herrnhut.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich, stets mit Bildern. Preis des Jahrgangs 25 Pfg. ohne Porto.

Es kosten im Inland zusammen versandt:

5 Ex	mit Porto	Mk.	1.65	im	Jahr
10	„	„	3.10	„	„
20	portofrei	„	5.—	„	„
50	„	„	11.—	„	„
100	„	„	20.—	„	„

Werbeblätter stehen zu Diensten.

Bestellungen erbittet die Missionsbuchhandlung Herrnhut.

Herausgeber Prediger Th. Bechler, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider.
Verlag der Missionsbuchhdlg. der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestat[tet].



Erscheint monatlich. **Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.** Preis jährl. 25 Pfg.

№ 4. April 1902. 3. Jahrgang.

Aus unserem Surinamer Geschäftsleben.

1. Wozu Missionsgeschäfte?

Von Jahr zu Jahr wächst die Zahl der Missionare, die unter den Heiden arbeiten. Die Brüdergemeine zählt jetzt grade 200; in Suriname allein gegen 40 und dazu noch eine Anzahl eingeborener. Das ist erfreulich und soll so sein. Kein Wunder aber, daß der Lebensunterhalt dieser Heidenboten dann auch mit jedem Jahre mehr Geld kostet. Die Missionsfreunde thun ihr Möglichstes, um den Gesellschaften, die die Missionare aussenden, das nötige Geld zuzuführen. Und wir danken ihnen das von Herzen, denn sie sind uns darin ganz unentbehrlich. Die Missionare aber haben zu allen Zeiten auch selbst dazu gethan, um so viel als möglich für ihren Unterhalt zu arbeiten und Geld aufzubringen; die ersten Missionare der Brüdergemeine haben auf ihrem Handwerk, als Töpfer, Schneider, Tischler ꝛc. im Heidenland gearbeitet, und die meisten Missionsgesellschaften suchen noch heutzutage — um an ihre Freunde nicht allzugroße Anforderungen stellen zu müssen — durch landwirtschaftliche Arbeit, durch Industrien, (z. B. die Basler in Indien) oder durch kleinere und größere Geschäfte Geld aufzubringen, um auch Kirchen- und Schulbauten möglichst selbst zu bestreiten. Es ist auch nicht nur der Erwerb, den man im Auge hat. Man will auch den Eingeborenen behülflich sein, ihre zum Leben nötigen Bedürfnisse so wohlfeil als möglich zu beschaffen. Dieser Gedanke war es, der schon beim Beginn der Missionsarbeit in der Heidenwelt den allerersten Anlaß zum Betrieb kleiner Geschäfte gab. Die Missionare wollten ihre Pflegbefohlenen vor Uebervorteilung durch weiße Händler schützen. Mit dem Christentum übernahm ja der Heide die Pflicht, sich zu kleiden, weiter sich eine menschenwürdige, nette Wohnung zu beschaffen und dergl. mehr. Sollte man ihm da nicht behilflich sein, sich Kleiderstoffe und Handwerkszeug und was er sonst brauchte, billig kaufen zu können? Und wenn fremde Handelsleute allzuhohe Preise dafür verlangten, so war es Pflicht der Missionare, den Eingeborenen die Zufuhr dieser Waren ihrerseits zu vermitteln. Und dazu kommt noch heut eine andere Aufgabe, den die Missionsgeschäfte erfüllen. Sie zeigen, wie Christen Handel treiben. Durch Treue und Redlichkeit auch in solcher äußeren Missionsarbeit giebt ein Missionar seinen Zöglingen ein gutes Beispiel für ihr Wandeln und Handeln. — Aus all diesen Gründen treiben Missionsgesellschaften Geschäfte.

2. Die Personen auf dem Bilde.

Wir reden heute nur von Suriname.

Auf Suriname sind ja unsere Augen gegenwärtig mit besonderer Teilnahme gerichtet. Dort herrscht, wie schon mitgeteilt, eine bösartige Seuche, wenn nicht das gefürchtete gelbe Fieber, so jedenfalls eine diesem sehr ähnliche ansteckende Krankheit. Sechs unserer Missionsgeschwister sind daran gestorben. Unter diesen befinden sich vier junge Kaufleute, treffliche, ernst gesinnte, christliche Männer, die ganz un-

erwartet schnell im blühenden Alter aus einem gesunden Leben herausgerissen wurden, aber ihres Glaubens gewiß fröhlich Heimfahrt hielten. Einem von ihnen, Herrn John aus Löbau bei Herrnhut, verdanken wir die folgenden Aufzeichnungen über das geschäftliche Leben und Treiben in unserm Manufakturwarengeschäft in Paramaribo, in dem er angestellt war. Wenige Wochen vor seinem Ende hat er sie aufgesetzt.

Ehe wir sie hören, betrachten wir das interessante Bild. Es läßt uns einen Blick in das Manufakturwarengeschäft thun. Was für verschiedenartige Volksvertreter stehen da zusammen! Zunächst bleibt



Im Manufakturwarenladen in Paramaribo.

unser Auge wohl haften an dem schön gebauten Buschneger, dessen Farbe wie schwarzes Ebenholz glänzt und der daran ist, seinen Anzug zu vervollständigen. Er ist noch nicht ganz entschlossen, aber der schmucke Strohhut mit der Bezeichnung S. M. S. Daphne (=Seiner Majestät Schiff Daphne), offenbar ein deutsches Fabrikat, hat es ihm doch gewaltig angethan. Was wird's sein? Ein Viertelstündchen später stolziert der Sohn der Wildnis im schmucken Hut auf den Straßen der Hauptstadt. Die anderen Neger auf dem Bilde sind schon gesitteter. Ganz rechts staunt eine solche schwarze Dame aus der Stadt die Kämme an, die jüngst aus Europa angekommen sind, schielt aber wohl auch zu dem schönen Spiegel auf, der das Bild ihrer Erscheinung zurückwirft. Das weiße Schultertuch heißt Tapskienpanje. Weiß ist es heut wohl, weil eine entferntere Verwandte gestorben ist. Dann nämlich wird entweder Schultertuch oder Kopfbedeckung weiß getragen. Bei voller Trauer gehen die Negerinnen dunkelblau oder schwarz. Was hat sie denn aber für einen Turm auf dem Kopf? Das kann doch nicht alles zum Schutz gegen Sonne und Regen gemeint sein. Das wäre eine zu warme Mütze. Nein, den Kopf bedeckt zunächst nur das Kopftuch, Hangissa genannt. Die Neger tragen aber auch alles, was sie eingekauft haben, auf dem Kopf. Herr John schreibt darüber: „Wenn sich ein neu angekommener Europäer die Käuferinnen näher betrachtet, so wird er sofort bemerken, daß sie etwas nicht tragen, was er doch bei den meisten Dienstboten zu sehen gewöhnt ist, ich meine: das Körbchen am Arm. Das giebt es hierzulande nicht, hier wird alles auf dem Kopfe balanciert, mag es ein noch so großes oder kleines Packet sein. Haben die Negerinnen viel einzukaufen, so kommt der ganze Kram entweder auf eine Art Holzteller oder in einen runden Korb oder Blechkoffer, die natürlich auch ihren Platz auf dem Kopfe haben. Es sieht oft sehr drollig aus, wenn die Negerinnen durch die Straßen dahinwandeln, mit den verschiedensten Lasten auf dem Kopfe. Manche

balancieren die langen Stücke Zuckerrohr, andere Holz, dann wieder sieht man auf einem Holzteller: Bierflaschen, grünes Gemüse, Maiskolben, Reis, Eier, Kassavakuchen (eine Art Brot in runder Kuchenform, das aus einer Wurzel hergestellt wird, sehr nahrhaft und dem Brot ähnlich schmeckt). Solche Kopflasten stellen öfters eine kleine Nahrungsmittel-Ausstellung dar." Nach hinten zu steht ein Negerkind. Es scheint mir seine Festtagskleider anzuhaben. Dann aber muß das Bild am Nachmittag aufgenommen worden sein, denn frisch angezogen ist der Rock viel steifer. „Da könnt ihr euch einen Begriff davon machen, was es bei der Weihnachtsfeier heißt, die hunderte von Kindern in die Kirche gehen zu lassen und ihnen die Karten abzunehmen", schreibt Br. S. Beck. Nun aber das weiße Kind auf den Armen seiner „Nenne", des Kindermädchens! Es st Ingeborg Beck, ihr älteres Schwesterchen steht neben ihrem Vater, links hinter dem Tisch. Br. A. Beck ist der Leiter des ganzen Geschäfts. Die weiße Schwester ist Schw. Langerfeld; hinter ihr steht Br. Lehmann auf der Leiter. Der vorn links auf der Leiter die Hüte herunterlangende Kaufmann ist Br. Voland und, der die Daphne-Hüte dem Buschneger hinhält, Br. Rudolph Roy. Br. Rudolph Roy! Denkt euch. So arbeitsam wir ihn hier sehen, so frisch, wie er damals thatsächlich noch war, heut steht er nicht mehr unter den Verkäufern. Am 14. Januar rief der Herr den noch nicht 25 jährigen Jüngling heim. O was war das für ein netter, ja ein entschieden ernster, christlicher junger Mann! Antwortet die Bibel auf die Frage: „Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen?" mit dem Hinweis: „Wenn er sich hält nach Gottes Wort" — hier war einer, dessen Leben und Wandel tief davon durchdrungen war: „Seele was ermüdst du dich mit den Dingen dieser Erden, die doch bald verzehren sich und zu Staub und Asche werden? Suche Jesum und sein Licht, alles andre hilft dir nicht!" Und dabei war Br. Roy so liebenswürdig im Umgang, daß ihm seine etwa 20 Altersgenossen in den Geschäften alle schätzten und ihm auch die Vertrauensstellung eines Seniors, eines Hauptes in ihrer Schar, übertragen hatten. Ja Graf Zinzendorf hatte recht: „Unser Heiland will (im rechten Sinne) fröhliche Leute haben." Und wie jener, so waren auch die 3 anderen jungen Kaufleute, die gestorben sind, Herr John, Br. Boßhardt und Br. Stodtmeister. O was ist's doch Herrliches um ein dem Herrn geweihtes Jugendleben! Im edlen Frohsinn fließt es dahin, und doch verbindet sich mit der Fröhlichkeit der heilige Ernst, den ein Christ in Wort und Wandel an den Tag legen soll! Möchte dieser Geist alle Jünglinge durchdringen! — —

Was wir sonst auf dem Bilde sehen, wird uns durch den folgenden Aufsatz erklärt.

3. Skizzen aus unserem Geschäftsleben in Paramaribo. (Manufakturwarenhandlung).

a. Der Ladenraum.

Schon seit einer Reihe von Jahren hat die Brüdergemeine kleine Geschäfte in dem Hauptverkehrsort Surinames Paramaribo in Betrieb! Diese bestanden aus einem offenen Ladengeschäft, in welchem hauptsächlich Manufakturen, früher auch Landesprodukte, verkauft wurden, und einer Bäckerei. Die Manufakturenhandlung trug die Firma Schmidt & Co., später und noch heut heißt sie C. Kersten & Co. Jetzt findet sich noch ein Uhrengeschäft, ein Eisen- und Farbwarengeschäft, ein Buchladen mit Buchbinderei und eine Kolonialwarenhandlung. Diese wie das Baugeschäft und die Landwirtschaft lassen wir heut beiseit.

Im Manufakturengeschäft sind 12 Verkäufer und 1 Verkäuferin unter denen auch Eingeborene sich befinden, angestellt. Bis vor nicht zu langer Zeit waren immer noch einige Missionare unter den Verkäufern. Seit 1900 traten aber junge Kaufleute an deren Stelle.

Laßt uns nun einen Blick in den Geschäftsraum werfen!

Der Winkel, — wie man ein Ladengeschäft im Holländischen nennt — hat eine Länge von mehr als 20 Metern, eine Breite von 6 Metern. Die Eingangsthüre an der östlichen Längsseite teilt den Laden in einen größeren linken und den kleineren rechten Teil. Die Ladentische sind, nach dem Bau des Winkels, im Rechteck aufgestellt, auf der linken Seite vier, auf der rechten zwei. Die Verkaufsabteilungen nennt man in der holländischen Sprache kurzweg: „Kanten", und es giebt da in unserem Winkel nach den Waren, die hauptsächlich an der betreffenden Verkaufsabteilung Absatz finden, links beginnend und im Rechteck folgend: die Hutkante, dann die Lolotétékante (d. h. Zwirnröllchenkante, ersteres negerenglischer Ausdruck); hierauf folgt die Panjenkante, so genannt nach einem Kleidungsstück der Negerinnen, an die sich die Kattunkante anschließt. Die rechte Seite beginnt mit der Kalikokante, und es folgt dann noch die Tuchkante.

An der Hutkante (s. das Bild) werden Strohhüte und auch Filzhüte verkauft. Da es der Platz nicht anders erlaubt, sind an dieser Kante auch die Schuhwaren mit untergebracht. An der Lolotétékante sind außer Zwirn, Häkel- und Strickgarn, Stickseide, alle Arten Nadeln, Litzen, weiße Leinen- und Baumwollbänder ꝛc. zu haben. Die Kattunkante ist eine derjenigen, an denen mit am meisten eingenommen wird. Außer dem Hauptartikel Kattun, werden hier Leinen-Batist, Batistkattun, auch leichte Damenkleiderstoffe und Stoffe für Negerinnenkleider verkauft. Weiter finden wir hier Gardinenstoffe, alle Arten Bänder für Damenblousengürtel, Herren- und Damenkragen und Manschetten, Kragen- und

Manschettenknöpfe, Zahnbürsten, Taschenkämmchen 2c; ferner auch Badetücher, Servietten und baumwollene und wollene Decken. — Bei der folgenden Kante ist Kaliko das Hauptgeschäft. Hier finden wir auch alle möglichen Besatzartikel, Spitzen, Schnur, Gummibänder, Strümpfe, Knöpfe aller Sorten, ferner auch Parfümerie- und Seifenartikel. Die Tuchkante führt Herrenanzugstoffe, Regenschirme und Hangissas (Kopftücher).

Das eine der vier nach der Straße zu gehenden Fenster des Winkels ist zu einem schönen Schaufenster umgebaut worden, und es werden in demselben, von einem Dekorateur, die neuangekommenen Artikel zur Ausstellung gebracht. Es ist allabendlich bis 9 Uhr erleuchtet, wird nur während des Gottesdienstes von 3/4 7 bis 3/4 8 Uhr geschlossen. Besonders am Sonnabend nach der „Singstunde" umsteht es ein ganzer Kranz von Schwarzen, die sich laut über die neu eingetroffenen Waren aussprechen. Gegenüber der Eingangsthür befindet sich auch noch ein kleiner Ausstellschrank, in dem kleinere Artikel, wie Seifen, Parfümerien, 2c. ihren Platz finden. Auch werden preiswerte Tücher und dergl. über den Kanten aufgehängt. Außerdem liegen auf den Ladentischen noch Musterbücher aus, sodaß also alles gethan wird, um den Käufern eine Uebersicht über die zum Verkauf kommenden Waren zu bieten. Diese Einrichtung erleichtert das Verkaufen ganz bedeutend und trägt — zumal wenn der Laden von Menschen gefüllt ist — viel zum prompten Bedienen bei. Br. S. Beck erwähnt noch ein ehrwürdiges Inventarstück des Geschäftsraumes, das leider auf dem Bilde nicht Platz fand. Es ist die Winkeluhr. Ein häufiger Kunde, ein Weißer, sprach ihn einmal an: „Wissen Sie, wie alt diese Uhr ist? Ich bin jetzt 38 Jahre alt und, als ich ein Bursche von 12 Jahren war, stand die Uhr schon da, und nie hat sie mich in den Jahren betrogen". Der Uhr scheint also das Surinamer Klima besser zu bekommen, als den Menschen, denn sie verrichtet noch treu ihren Dienst, von den Missionaren aber, die vor 26 Jahren hier waren, ist kein einziger jetzt noch da.

b. Im Verkehr mit den Kunden.

Man wird wohl kaum in Europa ein Ladengeschäft in gleichem Fach finden, dessen täglicher Verkehr ebenso interessant und mannigfaltig wäre, wie das genannte. Am interessantesten sind die Kunden. Diese setzen sich zusammen aus Stadtnegern und Mulatten, Chinesen und Javanesen, Kulis; (den aus Indien nach Suriname herübergeholten Arbeitern), ferner aus: Buschnegern, Indianern und dann natürlich auch Europäern: Holländern, Deutschen, Engländern, Franzosen, Portugiesen und auch Nord-Amerikanern.

Im Umgang mit allen diesen Leuten kann man viel lernen und wird sie bald durch und durch kennen.

Frühmorgens um 7 Uhr wird der Laden geöffnet und bleibt ununterbrochen offen bis 6 Uhr abends. Die Verkäufer haben gegen 2 Stunden Mittagspause, was im heißen Lande dringend nötig ist, ferner zweimal die Woche von 4 Uhr ab frei.

Des Sonntags übrigens bleiben sämtliche Geschäfte, selbst die Bäckerei, geschlossen.

Schon ein paar Minuten vor 7 Uhr früh sieht man die Negerinnen aus den verschiedenen Straßen, die sich bei unserem Geschäftslokal kreuzen, nach diesem einbiegen. Oft entwickelt sich bald ein ziemlicher Lärm, denn die farbigen Kunden warten nicht, bis sie gefragt werden, sondern beginnen meist — sie sind noch nicht einmal ganz zur Thüre herein — ihre Wünsche laut vor sich hin zu sprechen. Haben sie sich nun glücklich bis zur betreffenden Kante durchgedrängt, dann wiederholen sie — können sie nicht sofort bedient werden — ihre Anliegen und zwar möglichst laut. Da schreit nun alles durch einander, daß man manchmal die Geduld verlieren möchte.

Hier steht eine braune Missi (negerengl. Wort für Frau), die verlangt 2 Ellen Kattun zu 10 Cent und schneidet dazu ein Gesicht, daß man es ihr sofort ansieht, daß sie keine Lust zum Warten hat. — Kaum ist diese abgefertigt, so stehen an ihrer Stelle wieder zwei andere. Die machen sich nun zunächst einmal über den schönen Zephir (billiges, buntes, meist gestreiftes, baumwollenes Zeug) her, der zur Ansicht auf der einen Ecke des Ladentisches ausliegt. Nachdem sie ihn nach allen Seiten hin geprüft und beschaut haben, fragen sie endlich: „Masra, hoe meni wan jary", d. h. Herr, wie viel kostet eine Elle? „Zwei Ellen ein Kwartje" = 25 Cent. Da bekommt man nun manchmal zur Antwort: „Mi bai aiti jary" d. h. „ich kaufe 8 Ellen" oder aber: „O, diri" d. h. „O, das ist zu teuer", und damit heben sie ihren ganzen Kram, den sie inzwischen auf die Ladentafel gesetzt haben, wieder auf den Kopf und ziehen ab. — (Schluß folgt.)

Rätsel.

Es steckt in den Knochen, es ist ein Land, — Du kannst dafür kaufen auch manchen Tand.

Mk. 3,66 für Deutsch-Ostafrika: aus der Sammelbüchse der Sonntagsschule der Nikolaigemeinde im Brüdersaal in Potsdam.

Mk. 1.20 von Frieda Braune dankend erhalten

Missionsverwaltung, Herrnhut.

Auf den Wunsch hin, die Einbanddecken schon im Anfang des Jahres zu besitzen, um die einzelnen Nummern darin sammeln zu können, sind dieselben nun für **1902** fertiggestellt und zu 30 Pfg. durch die Verteiler dieses Blattes oder direkt von der **Missionsbuchhandlung** in **Herrnhut** zu beziehen.

Herausgeber Prediger Th. Bechler, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider.
Verlag der Missionsbuchhdlg. der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet



Erscheint monatlich. **Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.** Preis jährl. 25 Pfg.

№ 5. Mai 1902. 3. Jahrgang.

Skizzen aus unserm Geschäftsleben in Paramaribo
(Manufakturwarenhandlung).

Schluß.

Nun kommt ein pechschwarzer Neger an die Reihe. Er ist so schwarz, daß man die Gesichtszüge kaum erkennen würde, wenn sie nicht so glänzten. Seine Kleidung ist zu Lumpen geworden. Er will sich wieder einmal ein neues Hemd kaufen. Das ist auch sehr nötig, denn nicht nur die Jacke und Beinkleider sind zerrissen, sondern auch das Hemd, sodaß die Haut herausschaut. Ich hole nun sofort die Hemden zu 2,50 Gulden, die wir auf Lager haben; die billigeren sind ausverkauft. Das will dem guten Manne aber gar nicht passen. „Trawan no de?" d. h. „giebt es keine anderen?" — „No, no, trawan no de" d. h. „nein, andere giebt es nicht." Endlich zählt er sein Geld, das er in einen alten Lappen eingebunden hatte, noch einmal durch, kauft und geht weg. — Inzwischen hat sich durch die Leute vor dem Ladentisch ein Junge hindurchgedrängt; der schreit nun etwa zehnmal hinter einander: „Fünf Ellen Nainsok (ein dünnes, feines Kattungewebe)!" — „Wakti pikinso" d. h. „warte ein wenig" rufe ich ihm zu und frage nun die zunächst an die Reihe kommende Negerin nach ihren Wünschen. Aber der Schreihals hört nicht auf, bis ich ihn nochmals zurechtweise. Es liegt nun einmal in der Art der Neger, sehr laut zu sprechen, und es erklärt sich das aus ihrem Temperament, ihrer Heißblütigkeit. Es dauert eine ganze Zeit, ehe man sich daran gewöhnt hat. Wenn hie und da 10, 20, 30 Leute vor der Kante stehen, und jeder spricht auch nur ein paar laute Worte, so kann man sich denken, was für einen Spektakel das giebt. — Viele Kunden jedoch lassen auch mit sich reden und warten still und geduldig, bis sie an die Reihe kommen.

c. Die verschiedenen Menschenrassen unter den Kunden.

Schon an der Kleidung der Leute erkennt man es, welcher Menschenrasse sie angehören. Allerdings: lebt man erst kurze Zeit im Lande, so kann man sie noch nicht sofort unterscheiden. Für den Neuangekommenen giebt es nur helle, dunklere und ganz schwarze Gesichter, die man alle ohne Zögern in die Klasse der Neger einreiht. Wenn man aber längere Zeit im Lande weilt, gewahrt man mit Staunen, wieviel verschiedene Menschenrassen sich aus der einen großen Klasse der Farbigen heraussortieren lassen.

Da steht z. B. ein Kuli mit seiner ganzen Familie vor der Ladentafel. Er zeichnet sich zunächst dadurch aus, daß man die wenigen negerenglischen Brocken, die er im Munde führt, fast nicht versteht. Der Mann, der das Haupt der Familie zu sein scheint, hat rabenschwarze, aber glatte, nicht wie die Neger, krause Haare. In den ebenso schwarzen Schnurrbart ist noch nicht viel Kultur hineingekommen, und durch das Kopfhaar wird wohl ein Kamm auch schwer zu führen sein. Auf dem Kopfe trägt er einen Hut, der jedenfalls seine dreijährige Dienstzeit längst hinter sich hat und womöglich schon

als Wasserschöpfer und ähnliches Hausgerät gebraucht worden ist. Die Krempe ist nach unten gebogen, und darunter hervor schauen ein paar kohlschwarze Augen, die von der braunen Gesichtsfarbe scharf abstechen. Die Kleidung besteht aus einer kurzen roten Jacke mit weißen Knöpfen, deren erstere noch mit dunklen Bändchen besetzt ist, und aus einem schwarz und weiß gestreiften Beinkleid. Barfuß, wie nicht nur alle Glieder seiner Familie, sondern fast alle Farbigen einhergehen, steht er da, einen grob geschnitzten Stock in der Hand. — Bedeutend besser nimmt sich seine braune Ehehälfte aus, die einen kleinen Burschen Paar, wirklich mit Kunstverständnis gearbeitete, durchbrochene Silberglocken, die mit den sich noch daran befindenden Anhängseln so lang sind, daß sie bis auf die Schulter reichen. In dem einen Nasenflügel steckt eine goldene Rosette, und an der Nase hängt ein goldener Reif mit einem Gehänge von solcher Länge, daß man beim Essen darauf achten muß, daß es nicht mit verspeist werde. Um den Hals liegt eine breite, doppelte Silberkette. Ebenso reich sind die Oberarme, Handgelenke und meist auch die Finger geschmückt; denn an jedem Arm hat die Frau nicht weniger als sechs Ketten, abgesehen vom Fingerreif.



Manufakturwarengeschäftsgebäude in Paramaribo.

auf dem Arme trägt und einen größeren an der Hand führt. Wenn man eine solche Kulifrau sieht, könnte man irgend eine Person aus der Märchenwelt vor sich zu sehen glauben, so hat sie sich aufgeputzt. Sie trägt eine hübsche bunte Jacke mit kurzen Ärmeln, die mit schmalem Band schön besetzt ist. Auch der vielfarbige Rock steht ihr ganz gut. Dabei ist die ganze Kleidung nett und reinlich. Um den Kopf hat sie einen grünlichen Schleier geschlungen, mit dem man sich als Kind die Feeen bedeckt vorstellte. Was einem besonders auffällt, ist der viele Silberschmuck, der an der Frau herumhängt. Es ist wunderlich, wie die Kulifrauen darin ihren Ehrgeiz suchen. An den Ohren der Kulimama hängen ein So viel Silberschmuck wird wohl nicht gleich eine Europäerin aufzuweisen haben. Kann eine Kulifrau Geld entbehren, so werden noch einige Guldenstücke mit zum Schmuck verwendet. So trägt sie ein ganzes kleines Vermögen mit sich herum, worauf sie auch nicht wenig stolz ist. Das hat eine praktische Bedeutung: kommen wirklich einmal Zeiten der Not, so können die Geldstücke ohne große Mühe vom Schmuck entfernt und in Umlauf gesetzt werden. Daher die Thatsache, daß so viele beschädigte Geldstücke hier im Kurse sind. — Was die Kleidung der Kinder anbelangt, so wird auf sie von den Eltern nicht viel Wert gelegt. Bis etwa zum fünften Jahre laufen die Kleinen halb nackt herum. Meist bedeckt das rote Jäckchen

kaum den halben Körper. Mit dem Alter nimmt dann die Sorgfalt in der Kleidung zu. — „San joe wani?“ d. h. „was wünscht du?“ frage ich den Kulipapa. Er antwortet auf Hindostani: „Vier Ellen roten Kattun.“ Nebenbei bemerkt, ist Rot die Lieblingsfarbe der Kuli. Er fragt noch: „Wieviel kostet eine Elle?“ — „Twenti sensi wan jari“ = „20 Cent“, antworte ich. Daraufhin verlangt er zehn Ellen. Während ich nun mit dem Abmessen beschäftigt bin, nimmt die Kulimama Gelegenheit, den Kattun, der in Rollen am hinteren Ende der Ladentafel liegt, zu besehen. Sie zieht die Rollen hervor und befühlt sie mit ihren nicht gerade allzusauberen Händen, sodaß ich ihr zu verstehen geben muß, sie dürfe nur die Musterbücher einer genaueren Prüfung unterziehen. Noch verkaufe ich ihr ein Stück Kattun zu zwei Gulden, da gewahre ich durch das Fenster eine Buschneger-Familie im Gänsemarsch vorüberziehen. Die werden gewiß zu uns kommen, um Panje zu kaufen, denn Panje ist das Hauptkleidungsstück der Buschneger. Es besteht aus bunt gestreiftem oder karriertem, doppelbreitem Gewebe, das sich die Erwachsenen (2½ Ellen lang) und die Kinder (1 Elle) als Tücher um den Körper schlingen und dann auf der einen Schulter mit den Enden zusammenknüpfen. Wie ich gedacht, so geschieht es. Nachdem mir die Kulis ihren üblichen Gruß: „Salaam“ d. i. „Friede, Heil, guten Tag“ zugerufen und dabei mit der flachen Hand die Stirne berührt haben, verlassen sie den Winkel.

Der „Tata“ d. i. Vater der Buschneger-Familie, der zuerst in den Winkel kam, ist ein sehr starker, schön gebauter Neger, den man gern ansieht. Wie seine ganze Familie ist er ziemlich schwarz, das krause Haar ist zu kleinen Zöpfen zusammengeflochten, die wie Rattenschwänze zusammenstehen. Es sieht das ganz sonderbar aus. Die an sich nicht häßlichen Gesichtszüge werden etwas entstellt durch Tätowierungen und deren vernarbte Schnitte, die sie sich selbst beibringen und zwar in Formen, Halbkreisen, Kreisen u. s. w. auf Stirne, Wangen, Brust und Rücken. Wie jedes Mitglied seiner Familie hat der Buschneger eine schöne, möglichst bunte Panje umgeschlungen. In der Hand hält er ein langes, zweiläufiges Gewehr. „Odi, masra“, ruft er uns als Gruß zu, was wir alle erwidern. Ich eile nun nach dem Panjelager, um ihn zu bedienen. Für 32 Banknoten = 16 Gulden will er Panje kaufen. Er bekommt dafür 20 Stück zu je 2 Ellen. Da sucht der Vater nun die schönsten heraus und fragt auch ab und zu einmal die Mama, ob sie ihr auch gefallen. Die Buschneger bleiben oft stundenlang im Geschäft. Jeder bekommt einen Schemel, und da sitzen sie, bis sie mit ihren Einkäufen fertig sind. Diese Neger kommen oft viele Tagereisen weit aus dem Innern des Landes in die Stadt, wohin sie Holz mitbringen und wo sie für das erlöste Geld alles, was sie brauchen, einkaufen. Es kommt oft vor, daß eine Familie für 60 bis 100 Gulden bei uns kauft. — Indianer, die ja gleichfalls im Innern der Kolonie wohnen, lassen sich selten sehen. Sie fallen sofort durch ihre kupferne Hautfarbe auf. Wie die Buschneger lieben sie als Schmuck Perlenketten um den Hals und Eisen- oder Messingringe um den Oberarm, Handgelenk und Finger.

Die Chinesen gehören zu den Kunden, die man am schlechtesten versteht, denn sie sprechen meist ein schlechtes Negerenglisch oder gar nur ihre Muttersprache, und da muß man sich mit Hilfe von Gesten und Mienenspiel verständlich machen. Die Chinesen sind durchschnittlich kleinere Gestalten. Männer wie Frauen tragen sehr weite Beinkleider, eine gleichfalls weite Jacke und auf dem Kopfe eine Kappe oder einen breiten Strohhut. Allerdings giebt es auch zivilisierte Chinesen, die sich ganz europäisch kleiden, holländisch sprechen und als tüchtige Geschäftsleute bekannt sind. Mit diesen läßt sich leicht verhandeln.

Am meisten Spaß machen mir die Mulatten, d. h. die Farbigen, die aufgrund ihrer Abstammung von Europäern und Negern etwas Besseres sein wollen, hauptsächlich in betreff ihrer Kleidung. Da kommt ein solches Mulattenfräulein, das sich durch ihre hellere Gesichtsfarbe sofort von den andern Kunden abhebt und auf diesen Unterschied auch nicht wenig stolz ist. Sie hat ein hübsches weißes Kleid mit rosafarbenem Aufputz an. An den Füßen trägt sie zierliche weiße Schuhe, und in der Hand hält sie einen roten Sonnenschirm, der etwas nach Seide aussieht — ein ganz europäisches Bild. Sie verlangt auf gut holländisch eine Elle Gürtelband für 50 Cent die Elle. Wie ich mir das Fräulein näher betrachte, sehe ich, daß es mit europäischer Ordnungsliebe bei ihr nicht weit her ist. Erstens finden sich in dem Kleid fein zugeplättete Löcher, und dann ist der rosa Blusengürtel nur mit zwei Stecknadeln zusammengesteckt. — Ich messe ihr nun das Geforderte ab, in der Farbe aber, die sie wünscht, ist ihr der Stoff zu teuer, er kostet 2 Cent die Elle zu viel und daher wendet mir das Fräulein sofort den Rücken. — Ein solches Bild wiederholt sich sehr oft. Männer wie Frauen, Burschen wie Mädchen putzen sich gern heraus, ihre Kleidung entbehrt aber peinlicher Sorgfalt.

Von den in der Stadt und auf den Plantagen wohnenden Europäern, meist Holländern, besuchen auch sehr viele die Geschäfte von C. Kersten & Co., vor allem Offiziersfamilien. So hat man denn auch oft mit gebildeten Leuten umzugehen.

Es ziehen also am Ladentisch interessante Bilder am Beschauer vorüber. Meist freilich giebt es tüchtig zu thun und da findet sich dann keine Zeit zu Beobachtungen.

Das Manufakturwarengeschäftsgebäude in Paramaribo. (Zum Bilde.)

Nach den vorstehenden Schilderungen interessiert auch die äußere Ansicht des Geschäftsgebäudes C. Kersten & Co., wie es in stattlicher Ausdehnung an der Steinbackereistraße hin sich erstreckt. Früher war im linken Teil des Hauses noch der Buchladen und die Bäckerei untergebracht, jetzt ist nur noch für letztere am äußersten Ende nach links zu Platz. Der Buchladen und die Buchbinderei haben ein eigenes Gebäude bezogen. Das Erdgeschoß nehmen die Geschäftsräume ein, im ersten Stockwerk haben Geschw. A. Beck, Br. S. Beck und andere Kaufleute ihre Wohnung. Die Veranden sind in den Tropen für ein gesundes Wohnen fast unentbehrlich; sie bieten Schutz gegen die Hitze, ersetzen in der Stadt den Garten und halten auch vom Haus selbst etwaigen Schaden tropischer Regengüsse ab.

Gleichsam andeutend, wie eng der Geschäftsbetrieb mit dem eigentlichen Missionsleben in Verbindung bleiben, wie er eben nur der geistlichen Arbeit mit seinem Ergebnis wie mit seiner Führung dienen will, hat das Haus seine Lage neben der Hauptstadtkirche unserer Mission. Diese steht nämlich etwas eingerückt von der Straße hinter jener Reihe von Königspalmen, die wir weiter nach links zu wahrnehmen.

Gottes Segen sei mit unseren Missionsarbeitern im geistlichen wie im äußeren Dienst!

Auf Anstand in Urambo (Deutsch-Ostafrika).

Spannend beschreibt Br. Brauer, wie die Missionare sich in Urambo einmal eines Leoparden zu erwehren suchten: „Geschwister Dahl bekommen nun schon wochenlang allabendlich von einem „Schui", einem Leoparden, in ihrem Hof Besuch. Zweimal bereits haben Br. Meier, Br. Rapparlié und ich von 1/4 8 bis 10 Uhr auf Anstand gesessen. Die Tischlerei eignet sich vortrefflich dazu. Die offene Thür verstellten wir mit Balken und Brettern, und an dem großen offenen, rechteckigen Fensterloch saßen Br. Meier und ich. Wir hatten bequem Platz, aber auch der Leopard kann bequem durch dasselbe hinein kommen. Br. Rapparlié saß in der großen Vorratskammer, die fest zu verschließen geht und vor dem Fensterloch dicke hölzerne Stäbe hat. Mäuschenstill saßen wir, nichts regte sich, nur hin und wieder ertönte das friedliche Gurren der Tauben in ihrer Holzkiste. Der Mond beleuchtete den Hof, so daß wir alles sehen konnten, was passierte. Da auf einmal schlugen die Hunde im Haus der Geschw. Dahl an. Das war das Zeichen, daß der Leopard in der Nähe sei. Fester faßten wir die Büchsen, und das Herz begann schneller zu schlagen, während Auge und Ohr auf das Äußerste angespannt wurde. Das Tier mußte erst über eine hohe Mauer springen, um in den Hof zu kommen; es that das immer an derselben Stelle, in einer Ecke, die ganz im Dunkeln lag. Ganz still saßen wir. Da auf einmal — ein ganz leiser Knacks in jener Ecke, und hell glühten uns ein paar feurige Kohlen entgegen. Dort war er also, der Schui. Ein wenig schwül wurde uns doch, da wir jetzt dem gefürchteten Raubtier ziemlich offen gegenüber saßen. Der Schui aber saß regungslos in der Ecke und ließ nur seine funkelnden Lichter blitzschnell nach allen Seiten hin spielen. Sehen konnte er uns nicht, wir saßen im Dunkeln. Zehn Minuten der schärfsten Sondierung! dann ganz langsam schleichend, platt am Boden gedrückt, kam er lautlos aus der Ecke in das Mondlicht, das fahl den geschmeidigen Körper beleuchtete. Jetzt war er schußsicher. Langsam und lautlos hoben wir unsere Büchsen — da auf einmal drüben bei Br. Rapparlié ein mächtiges Gepolter! Nun der Schui mit einem mächtigen Satz auf die Mauer, und — im nächsten Augenblick war er verschwunden. Wir mußten erst einige Zeit verschnaufen, dann machten wir Licht und krochen aus unserer Tischlerei hinaus in den Hof, wo sich Br. Dahl mit der Lampe und Schw. Dahl auf unser Rufen hin eingefunden hatten; und zuletzt kam auch Br. Rapperlié aus seinem Verließ hervor mit einem noch ganz blassen Gesicht. Er hatte ganz still gesessen, da war ihm auf einmal eine Ratte von oben her direkt ins Genick gesprungen. Mußte er da nicht vor Schrecken von seinem Sessel herunterfallen! So löste sich die gruselige Jagdgeschichte für heut in allgemeine Heiterkeit auf."

Nach dem Vorstehenden interessiert es die Leser, daß die Braut des Schreibers Br. Brauer in kurzem inmitten einer größeren Reisegesellschaft nach Urambo abreisen wird. Gedenken wir ihrer!

Rätsel.

5. In des Bergmanns tiefsten Klüften — Lieber Leser, triffst du sie. — Doch auf Hügeln und auf Triften — An dem hellsten Mittag nie. — Kommt sie in des Dorfes Mitte, — Sieh, da tritt auch er heraus, — Und da führen seine Schritte — Durch sie hin von Haus zu Haus. — Wer ist sie? So hör ich fragen. — Eine Silb' gehöret ihr. — Wer ist er? Das können sagen — Leser, zwei der Silben dir. — Kannst du nun das Ganze nennen? — Wenn es ruft, wirst du's erkennen.

Frs. 12,50 von den Missionskindern der Sonntagsschule Rämismühle, Kanton Zürich; Mk. 1.50 u. —.32 von W. W. und H. W. in Bautzen.

Dankend **Missionsverwaltung Herrnhut.**

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich, bringt regelmäßig Bilder und **kostet im Jahr nur 25 Pf.** (Porto für 1—5 Ex. 3 Pf., 6—11 Ex. 5 Pf. monatlich) — Von 20 Ex. an portofrei, von 50 Ex. an à 22 Pf. und portofrei; 100 und mehr Exemplare à 20 Pf. und portofrei.

Herausgeber Prediger Th. Bechler, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider.
Verlag der Missionsbuchhdlg. der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut.



Erscheint monatlich. **Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.** Preis jährl. 25 Pfg.

№ 6. Juni 1902. 3. Jahrgang.

Zu den Bildern.

Die beiden Bilder dieser Nummer versetzen uns nach dem Norden des australischen Festlandes. Von unserm dortigen Missionswerk, das auf den Stationen Mapoon (=Mapun) und Weipa (=Wepa) in Nord Queensland (=Quinsland) betrieben wird, berichteten wir im November 1900 und Oktober vorigen Jahres nur zwei einzelne Züge. Eine ausführliche Darstellung soll bald einmal folgen. Heut zeigt uns das Bild „Zimmermannswerkstatt in Mapoon" wie die Eingeborenen, die noch vor 10 Jahren völlig wilde Menschen waren und von Holzbearbeitung und Hausbau nichts verstanden, schon Beil und Säge und all die Instrumente zivilisierter Völker zu handhaben lernten; und die Vorführung des neu erworbenen Missionsschiffes erinnert uns daran, wie notwendig es ist, daß diese einsamen Stationen in den Verkehr unserer Zeit mit einbezogen werden. Da sonst kein Fahrzeug diese entlegenen Orte besucht, ist es sehr schwierig, die nötigen Lebensmittel, Werkzeuge 2c. hinzuschaffen, wenn die Stationen nicht ihr eigenes Schiff haben. Jetzt fährt das Schiff, das nach dem ersten Missionar von Mapoon „J. G. Ward" genannt ist, zwischen Mapoon und Weipa hin und her. Ja Br. Hey, der Stationsvorsteher auf ersterer Station, hat kürzlich eine Reise weiter nach Süden unternommen und an dem Archer-Fluß (sprich Artscher-) einen Platz ausfindig gemacht, an dem bald eine dritte Missionsstation angelegt werden soll. Von dieser Fahrt wird er uns später etwas erzählen.

Willie Barkley
ein Waisenknabe in Mapoon.

Nach Mitteilungen von Br. Hey.

Bekanntlich zeigten die Anfänge der Missionsarbeit unter den Wilden in Mapoon ein ganz eigenartiges Gesicht. Br. Hey läßt uns im folgenden ein wenig von den Schwierigkeiten ahnen. Dann aber kommt er auf einen Knaben zu sprechen, an dessen Entwickelung wir die schönen Erfolge beobachten können, welche die Missionsarbeit dort bisher erzielt hat.

Am 28. November 1891 war es, als die beiden ersten Missionare Ward und Hey in dem kleinen Dampfer Albatros den Hafen Port Musgrave erreichten. Begleitet wurden sie von einem weißen und zwei schwarzen, bis an die Zähne bewaffneten Polizisten. Missionare wollen ja gewiß nicht vom Staat, von irgend einer menschlichen Obrigkeit und deren Schutz- und Verteidigungsmittel, abhängig sein, Mission, d. h. doch die Eroberung der Welt für Christum, soll nicht mit dem Schwert in der Hand getrieben werden. Nein, aber die Regierung von Queensland wollte den beiden Friedensboten nicht gestatten, ganz allein zu jenen Heiden zu gehen, da diese noch zu selten mit weißen Menschen in Berührung gekommen waren und daher zu leicht die Missionare ermordet haben könnten, noch ehe sie den friedlichen Zweck ihres Kommens dargelegt hätten. Die Wildheit dieser Papuas ging ja so weit, daß ein Weißer es nicht dulden konnte, daß ein Schwarzer hinter ihm ging, denn er lief Gefahr, daß ihm der

Eingeborene den Speer in den Nacken bohrte. So waren es die beiden Brüder zufrieden gewesen, daß ihnen wenigstens in den ersten Tagen bewaffnete Männer zur Seite waren, zumal es nötig wurde, daß Br. Ward schon nach zwei Tagen wieder mit dem Dampfer verreiste und so Br. Hey vollständig allein dastand. „Die erste Nacht, die ich mit den drei Polizisten allein und zwar in einer geschützten Stellung, in einer verschanzten Hütte zugebracht habe", schreibt Br. Hey, „wird mir unvergeßlich bleiben. Die Schwarzen hatten noch nie zuvor derartige Eindringlinge in ihrer Mitte gehabt, unsere Gegenwart mußte daher einen ähnlichen Eindruck bei ihnen hervorrufen, wie irgend ein fremder Körper, den man etwa in einen Ameisenhaufen legen wollte".

In der zweiten oder dritten Woche machte ich mit einem Polizisten einen kleinen Ausflug, um zu sehen, ob wir vielleicht irgend ein Wild oder einen Vogel für unsre Küche erlegen könnten. Da war es schwierig, einen Weg hindurchzufinden. Auch war es schon zu spät geworden, um sich weit von unserm Lager zu entfernen. Darum wollten wir nach einer halben Stunde den Rückweg antreten. Da bemerkte mein Begleiter plötzlich, daß sich das Gras bewegte. Er glaubte nicht anders, als daß dort ein Tier sei, das nun im nächsten Augenblick davonlaufen werde. Darum legte er sofort darauf an. Da richtete sich das vermeintliche Wild auf, um sich umzuschauen, und nun sahen wir, daß es ein menschliches Wesen war. Sofort umringten wir den Ort, und nach einigem Hin- und Herjagen hatten wir schließlich das sonderbare Geschöpf in Händen. Es hatte aber nicht verfehlt, uns seine Zähne fühlen zu lassen.



Zimmermans-Werkstätte in Mapoon.

Und was war das sonderbare Wesen? Nichts anders als ein kleiner Knabe von vier oder fünf Jahren! Es gelang uns, den Burschen mit zu nehmen in unser Lager, und es dauerte nicht lange, da zeigte er sich recht zutraulich und folgte mir schon nach einigen Tagen überallhin.

Ich stellte bald Erkundigungen an, ob wohl die Eltern und Angehörigen des Knaben in der Nähe wohnten. Es war dies aber mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Niemand wollte etwas davon wissen. Erst später hat sich's herausgestellt, daß die Eltern meines Pfleglings ermordet worden waren. Zwei Jahre vorher nämlich hatten die Eingeborenen zwei Europäer tot geschlagen, darauf war ein Weißer mit einigen schwarzen Polizisten in der Nähe der jetzigen Station Mapoon gelandet und hatten zur Strafe eine Anzahl Männer und Frauen niedergeschossen. Unter diesen befanden sich auch des Knaben Eltern. Wahrscheinlich war dieser plötzliche gewaltsame Tod seiner Eltern die Ursache, daß sich nun des Kleinen entsetzliche Furcht bemächtigt hatte, sodaß er jegliche lebende Wesen scheute und sich wie ein wildes Tier von dem nährte, was der Erdboden in der Wildnis trug. — Ja, so sieht das Heidentum in Wirklichkeit aus. Was für eine thörichte Rede ist es doch, dem gegenüber zu behaupten, die Naturvölker lebten in ihrem Heidentum ohne Christum und seine Lehre ganz glücklich, man solle sie nur in Ruhe lassen. Oder aber: ist es nicht ebenso verkehrt, immer wieder den Rat zu erteilen: Bringt den Heiden nur die Kultur und die Zivilisation und erzieht sie zu rechten geschickten Menschen, das ist genug; ihnen das Evangelium zu bringen, das ist völlig unnötig? Was hat denn die bloße nakte Zivilisation und Kultur den Eingeborenen gebracht? Es hat sie nur noch tiefer in Grausamkeit und andere Sünde und Laster hineingestürzt.

Doch, wir verfolgen den Lebensgang unsers Knaben. Ich gab ihm bald den Namen Willie, nach dem Bruder meiner Frau sollte er heißen. Zuerst galt es für seine Kleidung zu sorgen. Da setzte ich mich denn eines Abends beim Schein des Lagerfeuers hin und verfertigte, so gut ich konnte, aus rohem Zeug ein Paar kurze Höschen. Das war das erste Kleidungsstück, das Willies Körper jemals zierte; und ich weiß nicht, war der ungeschickte Schnitt oder die Ungewohntheit, irgendwelche Kleidung zu tragen, schuld daran: der Bursche lief anfangs so langsam herum, als hätte er ein Paar neue schwere Stiefeln an den Füßen.

Ungefähr drei Jahre waren vergangen. Inzwischen gab es an dem vormals öden Strandort ein

Missionshaus und ein kleines Kirchlein, einen kleinen Garten und noch mancherlei mehr, was die wilde Gegend zu einem netten, wohnlichen Aufenthaltsort machte. Jetzt schalteten auch zur Seite der Missionare zwei Missionarsfrauen und hielten Haus.

Da richteten wir zwei Häuser ein, in die wir vernachlässigte und verwahrloste Waisenkinder, Knaben und Mädchen, aufnahmen, um sie von den schlechten Einflüssen des heidnischen Lagerlebens der Eingeborenen fern zu halten und in Sitte und Anstand erziehen zu können. Der kleine Willie, damals schon ein recht aufgeweckter Junge von stillem Wesen, hielt als einer der ersten Einzug in das Knabenhaus. Alma. Es sind dies die Namen der Straßen, an denen das Sonntagsschulgebäude in Melbourne liegt. In solchen Sonntagsschulen hängt dann gewöhnlich die Photographie der Pfleglinge an der Wand, und ein Briefwechsel entspinnt sich zwischen den Kindern der Sonntagsschule und den in Mapoon Verpflegten.

Mit Alma konnte kein langer Verkehr aufrecht erhalten werden. Sie ist bereits vor zwei Jahren gestorben. Aber wir durften uns ihres Heimgangs nur freuen, denn sie schied von uns als ein seliges und begnadigtes Kind Gottes, das der Vergebung seiner Sünden gewiß war. Wie herrlich, wenn man das nach so kurzer Zeit von einem Heidenkinde sagen kann!"



Unser neues Missionsschiff J. G. Ward (Australien).

Als sich dann die Zahl dieser kleinen Zöglinge mehrte, fragten verschiedene Sonntagsschulen in Australien an, ob sie nicht ein oder mehrere Kinder auf ihre Kosten erhalten könnten. Das Kostgeld für einen Zögling beträgt nur 50 Mark im Jahr. Nur zu gern willigten wir ein. Und so kam es, daß Willie und ein kleines Mädchen von einer Sonntagsschule in Melbourne übernommen wurden. Diese zahlten für sie, und weil sie nun ein besonderes Anrecht an die beiden Kinder hatten, baten sie weiter, ob Willie und das Mädchen nicht auch einen Namen annehmen könnten, der sie beständig an ihre Wohlthäter erinnerte. Auch dies wurde gewährt, und so heißt jetzt Willie Barkley, das Mädchen aber

Barkley machte im Betragen und im Schulunterricht, an dem er natürlich auch bald teilnehmen mußte, gute Fortschritte, ja auf seinen Wunsch hin nahm ihn Br. Hey vor zwei Jahren in die Klasse derer auf, die auf die Taufe vorbereitet werden. Mancher Leser wird aber erwarten, daß doch auch allerlei Ungünstiges von Barkley gesagt werden wird. Wäre es denn verwunderlich, wenn sich bei einem Knaben Ungehorsam, Trotz, Leichtsinn und dergleichen regten, zumal bei einem Heidenjungen? „Ja", versichert uns Br. Hey, „das ist nur zu wahr, daß uns unsre Knaben und Mädchen manchen Kummer bereiten; aber was Barkley betrifft, so muß ich sagen: er hat uns beständig Freude gemacht.

Ich erinnere mich nur eines Falles, wo es uns schmerzlich war, daß Barkley an der allgemeinen Unzufriedenheit seiner Kameraden teil nahm. Es mag wohl vier Jahre her sein, da kamen alle zwölf Knaben, die sich damals im Knabenheim befanden, zu mir und baten mich dringend, sie in das zwei Stunden von Mapoon entfernte Lager ziehen zu lassen. Dort wurden heidnische Festlichkeiten abgehalten, und an diesen wollten sie teil nehmen, sie seien des „Gefängnisses" d. h. des Lebens im Knabenhause, müde. Barkley war zwar nicht der Sprecher, aber doch unter der Schar. Da sie fest auf ihrem Vorsatz bestanden und sich nicht eines Besseren belehren lassen wollten und es unter diesen Umständen ganz aussichtslos gewesen wäre, sie mit Gewalt zurückzuhalten, sagte ich: „Nun gut, da könnt ihr gehen, aber erst morgen; und ich wünsche, daß ihr dann vorher noch auf mein Zimmer kommt und von uns allen Abschied nehmt." Der morgende Tag brach an. Ich hatte den Herrn dringend gebeten, mir die rechten Worte zum Abschied und Weisheit beim Handeln zu geben. Richtig; samt und sonders stellten sich die Burschen ein, obgleich durchaus nicht alle das gleiche brennende Verlangen trugen, aus unsrer Nähe wegzukommen. Ich sagte weiter nichts als: „Da ihr uns wirklich verlassen wollt, so wollen wir wenigstens noch einmal zusammen beten." Und damit fielen wir auf unsre Kniee, und ich schüttete in ganz einfachen Worten mein Herz vor dem Herrn aus: „Lieber Heiland! Diese Knaben sind deiner müde geworden und wollen nun wieder dem Teufel dienen und alles mitmachen, was ihren Leib und ihre Seele verdirbt und sie unter das Tier erniedrigt, so erbarme dich ihrer, geh mit ihnen, laß du sie nicht aus deiner starken Hand, wenn sie dich auch lassen wollen rc." Dann standen wir vom Gebet auf, und ich reichte dem mir zunächst stehenden Knaben die Hand zum Abschied. Wie? er nahm sie ja nicht? Verlegen hielt er seine Hand zurück und sagte: „Wir wollen lieber bleiben". — „Gut, wie ihr wollt", war meine Antwort. Und alle gingen an ihre gewohnte tägliche Arbeit zurück und verspürten kein Verlangen mehr nach Freiheit und Ungebundenheit."

Barkley war gewiß einer der Überredeten, keiner der Anstifter des Planes, es hätte aber freilich seinem Seelsorger und Freunde, dem Missionar, noch besser gefallen, wenn er entschieden dagegen aufgetreten und seine Altersgenossen eines Besseren belehrt hätte. Doch das hätten wohl kaum alle Christenkinder gethan; wie können wir es dann von einem Heidenknaben ohne weiteres erwarten?

Zur Zeit weilt Barkley nicht in Mapoon. Warum nicht? Hat er sich doch noch der lästigen Fessel entwunden und sich aus dem Staube gemacht? Nein, er ist in guten Händen.

Als nähmlich der Regierungsschulinspektor Dr. Roth, der nicht nur die Schulen auf den fünf Missionsstationen in Nord Queensland besucht, sondern auch in seinem Amt als Beschützer der Eingeborenen wirklich ein Herz für die armen schwarzer Menschen hat, sich im vergangenen Jahr auf seiner amtlichen Reise in Mapoon aufhielt, fand er solches Gefallen an unserm Barkley, daß er Br. Hey bat, er möchte ihm den Knaben mitgeben. Er solle ihn zunächst ein Jahr lang auf seinen Reisen auf dem schönen neuen Segelschiff begleiten, denn er werde ihm bei seinen schriftlichen wissenschaftlichen Arbeiten von großem Nutzen sein. So zog Barkley denn fort und verließ Mapoon im Mai letzten Jahres. Er besuchte mit Dr. Roth zunächst die Städte Normanton und Burketown und verschiedene Lagerplätze der Eingeborenen am Golf von Carpentaria. Dann ging die Reise nordwärts nach der Donnerstag-Insel (Thursday Irland), wo der Gouverneur wohnt, und weiter südlich nach Cooktown und anderen Ortschaften. Anfang dieses Jahres erhielt Br. Hey einen Brief von Herrn Roth, in dem er sich sehr befriedigt über den Burschen aussprach. Ja auch Barkley selbst schrieb an Br. Hey und versicherte seinen Lehrer, daß er das in der Schule Gelernte noch nicht vergessen habe und daß er wohl viel Neues und Schönes sähe und höre, darüber aber das Beten noch nicht versäume. Und am Schluß giebt er der Hoffnung Ausdruck, im Lauf des Jahres 1902 auf die Missionsstation Mapoon zurückkehren zu können.

Soweit nach Br. Heys Mitteilung.

Ist das nicht eine wunderbare Lebensführung eines wilden Heidenknaben? Ja wahrlich, Herr Roth hatte recht, als er, nachdem Br. Hey ihm von der Herkunft des Knaben erzählt hatte, ausrief: Wer kann da noch sich erdreisten und behaupten, Mission zu treiben sei eine unnötige und verfehlte Sache?!" —

Wenn sich unter den Lesern auch keine Sonntagsschule finden sollte, die für den Unterhalt eines Kindes in den Mapooner Anstalten aufkommt, so laßt uns doch einen solchen einzelnen Waisenknaben wie Willie auf seinem weiteren Lebensgang mit unserem Gebet begleiten. Das wird nicht minder seine Früchte tragen.

Rätsel.

6. (Dreisilbig) Die Ersten hundertfältig — Als Pflanzen dir bekannt, — Ein Tier jedoch die Letzte — Im weiten Wüstensand. — Das Ganze schenkt man sich — Und trägt's bei frohen Festen. — An den Geburtstag denk', — Da rätst du es am besten.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich, bringt regelmäßig Bilder und kostet im Jahr nur 25 Pf. (Porto für 1—5 Ex. 3 Pf., 6—11 Ex. 5 Pf. monatlich.) — Von 20 Ex. an portofrei, von 50 Ex. an à 22 Pf. und portofrei; 100 und mehr Ex. à 20 Pf. und portofrei.

Herausgeber Prediger Th. Bechler, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider.
Verlag der Missionsbuchhdlg. der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet



Erscheint monatlich. **Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.** Preis jährl. 25 Pfg.

№ 7. Juli 1902. 3. Jahrgang.

Heidnische Unsitten.

Kinder haben manchmal recht törichte Gedanken und kommen nicht selten auf sehr einfältige Einfälle, eben weil sie unverständige Kinder sind. Da ist es Aufgabe und Pflicht der Großen, der Erwachsenen, ihnen zu wehren, zu verbieten und es ihnen klar zu machen, was für schädliche Folgen es haben würde, wenn sie ihre törichten Gedanken zur Ausführung brächten. Sind die Erwachsenen selber aber noch Kinder an Verstand und Einsicht, dann steht's freilich schlimm, dann passiert — ich sag's Euch nur leise ins Ohr — oft sehr viel Dummes. Leider ist's bei den Heiden vielfach mit alt und jung so bestellt.

Als die Missionare auf der Moskitoküste ihre zweite Missionsstation Magdala anlegten und dort eine Schule eröffneten, bemerkten sie bald mit Staunen und Schrecken, daß die Indianer- und Neger-Kinder Erde, kleine Steine und mit besonderer Vorliebe die Seife zu verschlingen pflegten, welche man ihnen gab, um sich zwischen den Schulstunden, wenn es nötig war, Hände und Gesicht zu waschen. Auf einer dritten Missionsstation, auf der Insel Corn Island (sprich Korn Eilend!) fand Missionar Koch dieselbe Unsitte vor und dazu noch eine neue, die nämlich, Schieferstifte zu essen. Er mußte während den Unterrichtsstunden sehr genau aufpassen, daß seine Schüler und Schülerinnen nicht die Griffel absichtlich in Stücke zerbrachen und herunterschluckten. Ihr wißt es längst, daß die genannten Dinge ganz unverdaulich sind, wie man zu sagen pflegt, d. h. daß der Magen sie nicht auflösen und dem Körper daraus keinen Nahrungsstoff zuführen kann, ja sie können schwere, sehr schmerzhafte Leiden hervorrufen und selbst den Tod herbeiführen. Jene Heidenkinder wußten das aber nicht; ihre Eltern hatten es ihnen nicht gesagt, weil dieselben es vermutlich ebenfalls nicht wußten und weil sie sich auch um das leibliche Wohlergehen ihres jungen Volkes wenig zu kümmern pflegten. Jene Heidenkinder hatten außerdem gesehen, wie die Erwachsenen gierig alles mögliche hinunterschlangen; denn den Heiden ist der Bauch ihr Gott, wie es der Apostel ausdrückt. So hatte sich denn die Jugend daran gewöhnt, mit der gleichen Gier Dinge herunterzuschlucken, die geradezu der Gesundheit nachteilich und schädlich sind. Sie treiben's schlimmer als die Tiere, die im gewöhnlichen nur das fressen, was ihnen zuträglich ist. Bloß vom Vogel Strauß erzählt man sich, daß er eine Ausnahme von dieser Regel mache; in seinem Magen hat man Steine, ja sogar eiserne Nägel gefunden.

Natürlich bemühten sich die Missionare, jene Kinder um jeden Preis von dieser schlechten Gewohnheit abzubringen und zugleich den Eltern klar zu machen, daß es sich hierbei nicht um eine unschädliche Sitte, sondern um eine schädliche Unsitte handle. Missionar Koch nahm sogar ein kleines, schwaches Mädchen, das infolge des Genusses solcher Straußen-Kost sehr elend war, ganz und gar zu sich in seine Familie auf, nachdem er die Einwilligung der Eltern dazu eingeholt hatte. Hier wurde nun das Kind sorgfältig vor allen ihm schädlichen Dingen gehütet,

es bekam gesunde, kräftige Nahrung und siehe da — sein Zustand besserte sich ganz augenscheinlich. Die Kleine wurde wieder kräftig, ihre Wangen rundeten und röteten sich, sie zeigte auch wieder Munterkeit und Fröhlichkeit. Leider begehrten die Eltern aber zu frühzeitig ihr Kind zurück, auch war es ihnen zu mühsam, demselben passende Kost zu verabreichen und es gewissenhaft zu beaufsichtigen. So geschah es, daß die Kleine sehr bald wieder in die alten, schlimmen Gewohnheiten zurückverfiel und alles verschlang, was es sah. Die Folgen blieben nicht aus. Sie wurde wieder elend, ja ganz eigentlich krank, zehrte und magerte ab, konnte bald ihr Lager nicht mehr verlassen und starb, nachdem sie viele Schmerzen ausgestanden.

Ihr Christenkinder, wie gut habt ihr's doch auch darin, daß ihr liebevolle, verständige Eltern besitzt, die euch, wie man mit einem lateinischen Ausdruck zu sagen pflegt, mores lehren, d. h. gute Sitten beibringen, vor dem Schädlichen euch warnen und euch das kennen und schätzen lehren, was euch im Leiblich Irdischen zuträglich und heilsam ist! S.

Als im April 1899 unsre Mission auf der Moskitoküste in Mittel-Amerika das Fest ihres 50 jährigen Bestehens feierte, stellten die Missionare einen Vergleich zwischen dem Einst und dem Jetzt auf, d. h. sie fragten die Leute: Wie sah es vor 50 Jahren unter euch aus, ehe ihr das Evangelium kanntet, und wie sieht es jetzt unter euch aus, nachdem euch das Evangelium 50 Jahre lang gepredigt worden ist? Da kamen denn manche sehr traurige Geschichten aus alter Zeit wieder zum Vorschein, die Viele schon vergessen hatten, Geschichten, die es deutlich zeigen, daß das Heidentum mit seiner Gottlosigkeit wirklich ein Fluch der Leute, eine Satansknechtschaft ist.

Als ein Missionar sich inmitten heidnischer Indianer niedergelassen hatte und ihnen nun ihr Sündenelend aufdeckte, sie aber zugleich auch auf den Sünderheiland hinwies, der die Ketten der Sündenknechtschaft zerreißen könne, kam eines Tages ein Indianer zu ihm und sagte: „Wie leid thut es mir, daß ihr nicht „schon früher ins Land gekommen seid; denn „dann wäre mein armes Kind noch am Leben!“ — „Der Missionar erwiderte: „Wie so denn? Wie „meinst du das? Wie ist denn dein Kind umgekommen?“ — „Daraufhin erzählte der Indianer „folgendes: Meine Frau wurde krank und starb. „Wir hatten ein Kind, das noch sehr klein war. „Ich wußte nicht, wie ich es behandeln und pflegen „und was ich damit anfangen sollte. In der Nacht, „die auf das Begräbnis meiner Frau folgte, schrie „es sehr. Da nahm ich es, trug es in den Busch „(Wald) zu seiner Mutter Grab und legte es darauf. Dort ist es jämmerlich verhungert. Erst „2 Jahre später suchte ich einmal wieder die Stelle „auf und fand die Gebeine meines Kindes oben auf



Tätowierungen heidnischer Australier.

Greuel des Heidentums.

Leute, die zwar den Christennamen tragen, aber den Herrn Christus selber nicht kennen, weil sie nicht an ihn glauben, hört man manchmal folgendes äußern: „Warum treibt ihr nur überhaupt diese „Heidenmission, die so viel Opfer an Geld und „Menschen verschlingt? Laßt doch die Heiden so „weiterleben, wie sie einmal sind! Sie befinden sich „selber ganz wohl dabei. Von großer Not, von viel „Jammer und Elend, worin sie schmachteten und „wodurch sie auch der Hilfe der Christenheit sich bedürftig zeigten, ist ja gar nicht die Rede.“ —

Auf solches oberflächliches und verkehrtes Gerede giebt's der Antworten sehr viele. Wir wollen uns diesmal aber darauf beschränken, nur eine große Sünde aufzudecken, die wir bei gar manchen heidnischen Völkern antreffen; auf den Mord, namentlich auf den Mord kleiner Mädchen.

„dem Grabe. O, wie schmerzt mich jetzt meine „frühere Tat!“

Als Heiden war dem Indianer nichts über diese grausame Tat eingefallen. Nun jedoch, nachdem ihn durch die Predigt des Evangeliums die Augen geöffnet, das Gewissen geschärft und das Herz getroffen war, sah er seine Sünde ein und bereute sie. Das war aber nicht etwa bloß ein ganz vereinzelter Fall. Nein, damit ihr das nicht denkt, sollt ihr gleich mehr zu hören bekommen.

Derselbe Missionar taufte und traute eine junge Indianerin, die zum Glauben an Christus gekommen war. Er konnte sich über ihre Gesinnung wie über ihr Schalten und Walten in ihren vier Pfählen nur freuen und sprach das auch ihrem Manne gegenüber aus. Der letztere antwortete daraufhin: „Ja, es ist „so. Jetzt hat sie auch jedermann gern. Doch gleich „nach ihrer Geburt, da dachte ihr eigner Vater anders „über sie.“ — Gefragt, was er damit sagen wolle, schien er es zu bereuen, daß er schon so viel von der Vergangenheit aufgedeckt. Denn wenn ein Heide Christ geworden ist, so schämt er sich der Sündenknechtschaft, in der er selbst oder seine Landsleute geschmachtet, ja es kommt ihn ein Grauen davor an. Darum reden solche Leute nicht gern von den alten heidnischen Zeiten. Der Missionar aber gab nicht nach, sondern drang in ihn, mehr zu erzählen. Es geschah das nicht aus Neugier, sondern um die Heiden besser kennen lernen und ihnen eine wirksamere Hilfe anbieten zu können. Da erfuhr er denn von dem Indianer folgendes: Der Vater seiner Frau hatte 2 kleine Mädchen, die er bekommen, gleich nach ihrer Geburt lebendig begraben und zwar aus Ärger darüber, daß es keine Knaben waren. Die Tante der Kleinen machte sich jedoch heimlich auf und öffnete aus Mitleiden das Grab. Sie fand, daß eins der Mädchen noch nicht tot war und nahm es also mit sich, um es zu Hause aufzuziehen. Nach einiger Zeit kam das Kind dem unnatürlichen Vater wieder zu Gesicht, er erfuhr, daß das seine Tochter sei, bemächtigte sich derselben und begrub sie wieder lebendig. Die mitleidige Tante indes wartete nur ab, bis der Vater sich von dem Grabe entfernt hatte, und wühlte es aufs neue aus der Erde hervor, aber um es — traurigen Blickes gleich wieder in sein kühles Bettlein zurückzulegen. Denn diesmal hatte der Vater sich nicht damit begnügt, es lebendig einzuscharren, sondern er hatte auch lange auf dem Grabe herumtrampelt und so die Brust des kleinen Wesens eingedrückt, daß es tot war. Nach längerer Zeit wurde dem Grausamen abermals ein Töchterchen geboren, das dritte in der Reihe. Dieses schaffte die Tante indes gleich nach seiner Geburt beiseite, ehe ihm der Vater dasselbe Schicksal bereiten konnte wie seinen beiden Schwesterchen. Und diesmal gelang es ihr, dasselbe in einem andern Orte aufzuziehen, so daß es heranwuchs und jene nette, brave Frau wurde, die der Missionar taufte und traute.

Noch ein trauriges Beispiel! Eine andre junge Indianerin bat den Missionar, am Taufunterricht teilnehmen zu dürfen, da sie gern eine Christin werden wollte. Ordnung muß überall und in allen Dingen herrschen. Darum trug der Missionar, nachdem er ihre Bitte bewilligt, ihren Namen in ein Buch ein und wünschte zugleich die Namen ihrer Eltern aufzuschreiben. Die junge Frau erklärte, dieselben nicht zu wissen, da ihre Eltern bald nach ihrer Geburt gestorben seien. Aber auf welche Weise denn? Ach, das war eine entsetzliche Geschichte. Die Mutter der jungen Frau hatte dem Vater derselben entlaufen und einen Andern zum Manne nehmen wollen. Das hatte der Vater gemerkt und daraufhin die Mutter erschossen, als dieselbe gerade ihr kleines Mädchen, eben jene junge Frau, auf dem Arm trug. Das Kind war unversehrt geblieben. Dann erschoß der Vater sich selbst. Nun haben die heidnischen Indianer aber, wie viele andre heidnische Völker, ein gräßliches Gesetz, das Gesetz der Blutrache. Demselben zufolge müssen die Blutsverwandten eines oder einer Ermordeten diesen Mord dadurch rächen, daß sie den Mörder oder einen seiner Verwandten töten, welch letztere doch häufig ganz unschuldig an dem Morde sind. Hier in diesem Fall konnten die Verwandten der erschossenen Frau sich nicht an ihren Mann, den Mörder, halten, da er sich ja selber das Leben genommen hatte. Also töteten sie einen seiner Verwandten. Dessen Hinterbliebenen töteten nun ihrerseits wieder einen Verwandten der erschossenen Frau. So ging das Morden weiter, bis von den beiderseitigen Angehörigen der erschossenen Ehegatten je drei, also im ganzen noch sechs Personen ihr Leben hatten lassen müssen. Dann aber kamen die Familien beider, des Mordens überdrüssig, darin überein, daß sie sich gegenseitig nichts mehr zu leide thun wollten, da doch keins von ihnen mit dem Anlaß des ersten Mordes, mit der Untreue jener Frau etwas zu thun gehabt hätte. „Endlich!“ so ruft man erleichtert unwillkührlich aus, „endlich wurden sie vernünftig!“ Doch nein, ihr freut euch zu früh, ihr habt erst die Hälfte des gütlichen Übereinkommens der beiderseitigen Verwandten gehört! Sie machten nämlich auch aus, daß sie sich vereinigen und den Mann gemeinsam töten wollten, der zuerst dazu geraten, daß die erschossene Frau und ihr Gatte sich heiraten wollten; jener Mann sei an allem schuld und verdiene darum den Tod. Gute Freunde, die von diesem Plan gehört, warnten ihn. Er war auf seiner Hut und traf alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln. Jedoch es half ihm nichts, auch er wurde umgebracht, so unschuldig er war. Daran aber dachte niemand, etwa jenen Mann zur Rechenschaft zu ziehen, welcher die erschossene Frau hatte entführen wollen, und doch war er und die Erschossene die eigentlich Schuldigen. Alles in allem (es giebt das ein ganzes kleines Rechenexempel, aber ein furchtbar blutiges) mußten also 9 Personen um jenes Fehltrittes willen ihr Leben einbüßen.

Wer will noch solchen grauenvollen Taten gegenüber in Abrede stellen, daß die Heiden tief in Sünde versunken sind und einen Erlöser brauchen?
S.

Tätowierungen der heidnischen Australier.

(Zum Bilde).

Da habt ihr auf dem Bilde drei von den ungefähr 10000 Eingeborenen in der Provinz Nord-Queensland in Australien vor euch, von denen etwa 500 in der Umgegend von Mapoon wohnen. So also sehen die Menschen aus, mit denen unser Missionar Hey verkehrt. Ja, freilich große Schönheiten stellen sie nicht dar. Aber wenn Br. Hey sie alle Tage vor Augen hat, so können wir ihren Anblick doch wohl auch wenigstens einmal ertragen. Wir wollen in dieser Nummer unseres Blattes das Heidentum kennen lernen, wie es wirklich ist, damit niemand mehr sagen kann, es sei unnötig, Mission zu treiben, sondern damit wir jetzt zur Zeit der Missionsfeste einen tiefen Eindruck davon erhalten, wie sehr notwendig die Missions-Arbeit an den armen Heiden ist, die Arbeit, die sie in erster Linie innerlich umwandeln soll, die aber dann auch von selbst ihre Wirkung auf den äußeren Menschen, auf sein Aussehen und seine Pflege ausübt. Allerdings, ich kann mir schon denken, daß ihr beim Anschaun des Bildes im ersten Augenblick sagen werdet: „Nein, wie häßlich!" und damit das Blatt zuklappt. Tut das nicht, denn erstens sind die Erscheinungen dieser drei Mohren bei näherer Betrachtung doch nicht ganz so unschön gestaltet und formlos, wie es anfangs scheinen will und dann bedenkt: Gott hat sie so geschaffen, sie tragen keine Schuld daran, daß sie so schwarz sind und euer Mißfallen erregen.

Obgleich diese Eingeborenen im ganzen Lande „Schwarze" genannt werden, ist ihre Hautfarbe doch nicht ganz schwarz, sondern ein helleres oder dunkleres Braun. Ja die Gesichtsfarbe hat, wie bei uns Weißen, die Fähigkeit, je nach den Stimmungen des Menschen ein verschiedenes Aussehen anzunehmen. Man kann z. B. Furcht und Scham wie bei uns am Gesicht ablesen. Fürchten sich die Schwarzen, so nimmt ihr Gesicht eine graue Farbe an, und schämen sie sich, wobei weiße Leute erröten, so wird die Haut dieser Schwarzen durchsichtig gerötet, weshalb man von einer transparenten d. h. durchsichtigen Schamröte bei ihnen spricht. — Im großen ganzen müssen die Australier allerdings als eine unschöne Menschenrasse bezeichnet werden; es giebt aber auch Ausnahmen. Wodurch sie indessen nach unserem Geschmack diese Unschönheit nur noch erhöhen, das zeigt unser Bild deutlich: durch das Tätowieren ihres Körpers, das sie mit den Indianerstämmen gemein haben. Mit großer Vorliebe nämlich „verzieren" sie, nach ihrer Meinung, Brust, Arme und Leib mit Einschnitten, die sie mit scharfen Steinen oder Perlmutterschalen in die Haut einritzen. Ließen sie nun die dadurch entstandenen Wunden heilen, so würde man in den meisten Fällen bald nicht viel von den Schnitten gewahr werden. Sie wollen ja aber gerade, daß sie zu sehen sind, und darum verhindern sie das Heilen der Wunde dadurch, daß sie Asche und Erde in die Wunde einstreuen. Dadurch entstehen hoch aufgeschwollene Narben in den Formen von Strichen, Ringen, Halbmonden und dergleichen. Die Ringe auf den Achseln haben das Aussehen von Epauletten. Im Lauf der Zeit werden diese Narben, die anfangs von der Dicke eines Fingers sind, weniger kenntlich, ja bei alten Leuten verschwinden sie fast ganz, so daß man denken könnte, diese hätten sich in ihrer Jugend solchen grausamen Selbst-Quälereien nicht unterzogen. Aber sie haben keine Ausnahme gemacht, ja sie schätzten es sich, wenn sie nach und nach alle üblichen Tätowierungen durchmachen durften, denn dann erst wurden sie als volle, rechte Männer angesehen. Der Knabe muß erst ein gewisses Alter erreicht haben, ehe die ersten Einschnitte gemacht werden dürfen. Allmählig kommen dann immer neue hinzu, bis zuletzt zwei in Sichel-Form ausgeführte den Abschluß bilden. Diese sind dann die Abzeichen des volljährigen Mannes, und sie werden bei Gelegenheit von großen Festlichkeiten den Jünglingen verabfolgt. Zu den Rechten, die dem Manne von da an zuerkannt werden, gehört auch dies eine, daß er nu[illegible] alles essen darf, was er von Lebensmitteln fin[illegible] Bis dahin nämlich darf der Knabe gewisse Speis[illegible] wie Eier, Vögel, Eidechsen und andere Leckerb[illegible] der Schwarzen nicht genießen.

Nicht wahr, das sind wunderliche Sitten. [illegible] diese Heiden lieber statt dessen christliche Gebrä[illegible] hätten! Ja, es ist gewiß nötig, Mission zu treiben.

Mk. 5.— durch Herrn Stadtvikar Köhler, Aschaffenburg, aus Sammelbüchsen seiner Schulkinder; Mk. 6,15 von den Kindern der Sonntagsschule in Guben.

Dankend empfangen **Missionsverwaltung Herrnhut.**

Herausgeber Prediger Th. Bechler, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider.
Verlag der Missionsbuchhdlg. der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet



Erscheint monatlich. **Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.** Preis jährl. 25 Pfg.

№ 8. August 1902. 3. Jahrgang.

Ein Besuch in Rutenganio (Deutsch-Ostafrika.)

Mit zwei Bildern.

Welch ein Unterschied — diese zwei Bilder! Sie zeigen uns die Missionsstation Rutenganio, die unweit des schönen Nyassasees in Deutsch-Ostafrika [illegible] zwar in der Mitte zwischen unserer Nieder[illegible]ung Ipiana (s. Septembernummer 1901) und [illegible] ältesten Station Rungwe gelegen ist. Auf dem [illegible] Bilde kann man einen Blick in das Werden [illegible]ner solchen Station tun, auf dem anderen sieht man das, was aller Arbeit auf einem Missionsplatz den krönenden Abschluß verleiht: ein schmuckes Kirchgebäude, in dem sich die gesammelte Gemeine zu Lob und Anbetung Gottes täglich einfindet. Wie dankenswert ist es doch, daß diese Heiden, die Gott der Herr so kräftig und schön gebaut in jenem Lande hat aufwachsen lassen, wie es uns das erste Bild zeigt, nun auch das Wort vom ewigen Leben angenommen und ihre Herzen dem Herrn, der auch um ihrer Sünde willen gestorben ist, hingegeben haben! Die Christengemeine auf der Station Rutenganio, die erst 1894 angelegt wurde, zählte schon am Ende des Jahres 1901 42 Seelen. Missionar Kretschmer sitzt so ruhig auf der Treppe, als wenn er es immer so leicht und mühelos gehabt hätte. Und doch hat es ihn und seine Mitarbeiter viel Zeit und Mühe gekostet, bis die Eingeborenen vom Kondestamm so weit gefördert waren, daß sie Hobel und Säge zu gebrauchen verstanden, wie es im Hintergrund des Bildes zwei Männer tun, und beim Häuserbau helfen konnten. Dort, wo die Treppe hinaufführt, haben die Missionare dann eine Baracke aufgestellt und sich wohnlich eingerichtet. Diese Baracke ist ein Holzhaus, das in Niesky in der Lausitz gezimmert und dann nach Ostafrika geschafft worden war. Dann führten die Brüder den Schuppen auf, in dem anfangs die Gottesdienste gehalten wurden, und weiter haben sie Wege angelegt, eine Wasserleitung gebaut, Gärten, Weizen- und Kaffeefelder eingerichtet, die schon schönen Ertrag geben. Und endlich, endlich gings an den stattlichen Neubau des Gotteshauses, das nun inmitten der Umrahmung großblättriger Palmen mit Turm und Kreuz gen Himmel ragt und Heiden wie Christen zu Gott weist.

Lassen wir uns nun von Br. Zickmantel, der auch eine Zeitlang am Aufbau der Station mitgeholfen hat, erzählen, wie es in der dortigen Gegend aussieht und wie man in Rutenganio Sonntag feierte, als er dort war. Er schreibt: Der ganze Landstrich wird Masebe genannt, nach einem meist unschönen, mit Dornen besetzten Baum, der aber in der Trockenzeit, wenn er seinen schönen, leuchtenden, roten Blütenschmuck (seine Blüten erinnern mich immer an sogenannte Zylinderputzer) angelegt hat, nicht übel aussieht. Betrachtet man die Gegend von weitem, etwa von einem höher gelegenen Punkte, so könnte man meinen, dies ganze Ländchen sei eine schöne Hochebene, aus welcher sich aus dem Grün des Grases das saftige Grün der Bananenhaine, in welchem die Dörfer der Eingeborenen versteckt liegen, vorteilhaft abhebt. Kommt man aber näher,

so sieht man nichts mehr von einer Ebene, sondern findet, daß der ganze Landstrich aus kleineren und größeren Hügeln besteht, die an Höhe nicht sehr verschieden sind, was den Eindruck einer Ebene hervorruft. Die Hügel fallen meist auf zwei Seiten steil ab. In den dazwischen liegenden engen Tälern fließen kleine oder größere Bächlein, deren Wasser dem Kibila zueilen. Meist ziehen sich diese Hügel von Nordost nach Südwest hin. Doch lagert sich auch hin und wieder einer gerade der Quere. Ich finde deshalb die scherzhafte Bemerkung eines unsrer Brüder: „Das Land sieht aus wie ein Schnittkuchen", ganz zutreffend. Die Dörfer befinden sich in der Regel auf diesen Hügeln, auf beiden Seiten und in



Rutenganio vor wenigen Jahren.

den Tälern liegen die Äcker der Leute. Wald giebt es in der Nähe von Rutenganio nicht, ja sogar einzelne Bäume sind etwas seltenes. Bauholz muß meist zwei Stunden weit und weiter hergeholt werden, was bei dem Mangel an jeglichem Gefährt viel Mühe und Arbeit kostet. — Rutenganio selbst liegt ebenfalls auf einem dieser Hügel, der nach drei Seiten abfällt. Auf allen Seiten giebt es Dörfer, die neuerdings bequemer zu erreichen sind, da von Seiten der Regierung und auch unserseits Wege geschaffen worden sind; doch fehlen meist die Brücken. — Von der Vorderseite des Wohnhauses hat man einen herrlichen Blick auf das großartige Bundali- und Malila-Gebirge, dessen höchster Kamm die Höhe von 2000 Metern erreichen soll. Vom Hof aus, nach Norden zu, sieht man das schön geformte Rungwegebirge, an welches sich nach Süden hin die Kinga-Berge anschließen. Die Entfernungen von Rutenganio nach unseren andern Stationen sind folgende: Rungwe liegt einen Marsch-Tag (6 Stunden), Ipiana und Isoko zwei Tage (13 Stunden), Utengule drei Tage, Mbosi bis jetzt fünf Tage enfernt.

Ich will nun etwas von der Feier des Sonntags erzählen. Es ist etwa sieben Uhr morgens, da ertönt das Glöckchen, das die Stationsbewohner zum gemeinsamen Morgensegen herbeiruft. Alsbald tun sich die Hütten auf, und wer nicht verhindert ist, geht zur Kirche. Der Anzug der Kirchgänger läßt jetzt freilich noch etwas zu wünschen übrig. Auch diejenigen, die auf ihre Sachen halten, legen zum Morgensegen noch nicht die erste Garnitur an, dies geschieht erst später. Der Morgensegen besteht im Gesang einiger Verse, einer kurzen Ansprache, meist über Losung oder Text des betreffenden Tages, und Gebet. Gegen acht Uhr wird der Sonntag eingeläutet. Das ist zugleich das Zeichen für die Dörfler, die der Predigt beiwohnen wollen, sich zu rüsten. Wenn das Wetter nicht zu unfreundlich ist, findet sich auch immer eine nette Anzahl Auswärtiger ein, meist Männer. Ist es 1/2 10 Uhr geworden, so ladet das Glöckchen zur Predigt ein. Da sammelt sich groß und klein vor der Kirche; nun aber alles, was irgend etwas von Kleidern besitzt, sonntäglich angetan, die Christen immer in ihren langen weißen,

sauber gewaschenen Taufhemden. Auf ein abermaliges Glockenzeichen geht es still und geordnet in die Kirche. Die beiden ersten Christen Mualutende und Muambangile versehen das Amt der Kirchendiener. Nachdem die Missionsgeschwister Platz genommen haben, werden die Türen geschlossen, und damit hört jeder Zugang auf. Nachzügler können außerhalb der Kirche ganz gut die Worte des Predigers verstehen. Auf diese Weise verlaufen die Gottesdienste in der Regel ungestört. Es sind nur die kleinen Kinder, die vermittelst eines Kalbfelles auf dem mütterlichen Rücken festgebunden sind, welche Störungen im Gottesdienst hevorrufen. — Der Gottesdienst beginnt mit einem Gesang auf Eingeborenenweise. Der Prediger macht den Vorsänger, und die Gemeine singt den Schlußsatz. Darauf folgt ein Gebet und das Vorlesen der zehn Gebote, nach diesem ein Lied, auf eine unserer Melodien gesungen, dann beginnt die Predigt. Die Aufmerksamkeit ist gut, besonders bei den Christen. Der Schluß des Gottesdienstes besteht aus Gebet, Gesang und Segensspruch. Schweigend wird die Kirche verlassen. Das Mittagessen nehmen die Missionsgeschwister um elf Uhr ein, damit ihren Küchenburschen bald Gelegenheit gegeben ist, den Sonntag zu genießen. Wenn es die Kraft des Missionars erlaubt, wird um ein Uhr eine Bibelstunde gehalten, deren Besuch jedem ganz frei steht. Am Nachmittag sieht man die Stationsbewohner gruppenweise spazieren gehen, Männer und Frauen getrennt. Beide Geschlechter gehen hierzulande nie vertraulich zusammen. Ist Mann und Frau genötigt, gemeinsam zu verreisen, so gehen sie selbst da nicht zusammen, sondern etwa fünf Schritt hintereinander. Auch die Missions-Geschwister genießen die feierliche Ruhe, die des Sonntags auf den Stationen herrscht, denn an den Wochentagen ist immer viel Leben. Da kommen die Leute mit ihren Anliegen; auch giebt es immer einige die auf dem Hof herum sitzen und zusehen, wie die „basungu“ (die Weißen, die Europäer) arbeiten. Um fünf Uhr wird das Abendessen eingenommen und nach diesem noch eine Versammlung für die Stationsleute gehalten, in welcher meist an die Predigt angeknüpft wird. Es zeigt sich da, daß die Aufmerksamkeit in der Predigt gut war; freilich ist noch nicht vielen die Gabe geschenkt, das Gehörte geordnet wiederzugeben. Die Missions-Geschwister suchen nun auch ihrerseits, sich noch zu erbauen durch das gemeinsame Lesen einer Predigt, wenn dies nicht schon am Nachmittag geschehen ist. Dazwischen tönen die Lieder der Christen und anderer Stationsbewohner, die sich unter sich zu gemeinsamem Abendsegen bald in dieser bald in jener Hütte versammeln.



Neue Kirche in Rutenganio.

Christlicher Kafferkinder Jugendparadies.

Nach Mitteilungen der Missionare Zeh und L. Marx.

1. Die goldene Freiheit der ersten Kinderjahre.

In der Juli-Nummer des vorigen Jahres ist euch, liebe Kinder, etwas vom Jugendparadies, von der goldenen Freiheit heidnischer Kafferknaben erzählt worden. Ihr habt da gehört, wie diese Burschen aufwachsen in ungebundenem freiem Leben. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang tummeln sie sich in voller Freiheit auf den Bergen und den weiten grasbewachsenen Flächen ihres Heimatlandes herum, das Vieh, insbesondere die Schafherden ihrer Väter weidend. Heute nun laßt mich etwas aus dem Leben christlicher Kafferkinder erzählen, wie sie aufwachsen und was aus ihnen wird.

Auch die christlichen Kafferbüblein und Mägdlein erfreuen sich in den ersten Lebensjahren fröhlich spielend und guter Dinge einer gar glücklichen Kinderzeit. Ja, wenn ihre Eltern den Heiland wirklich lieb haben, so sind die christlichen Kafferkinder viel glücklicher als die heidnischen. Welch ein gewaltiger Unterschied! Während das heidnische Kindlein schon am ersten Lebenstage mit allenmöglichen abergläubischen, heidnischen Gedanken und Hoffnungen, ja mit abgöttischen Gebeten und nichtsnutzigen Sitten oder grausamen Gebräuchen empfangen wird, so wird das christliche Kindlein von den sanften Händen inniger Gebete aufgenommen und in die warmen und weichen Kleider der frommen Wünsche christlicher Eltern eingehüllt. Nicht die Geister der Verstorbenen, sondern lichte Engel aus Himmelshöhen umschweben seinen Lebensmorgen. Während das heidnische Kindlein am ersten Lebenstage in einer aus Zauberkräutern hergestellten Abkochung gewaschen wird, um dann in den aufsteigenden Rauchdampf eines andern grünen, brennenden Zauberkrautes gehalten zu werden, wird das christliche in reine weiße Kleidchen gehüllt, und von der ebenfalls weiß gekleideten Mutter zur heiligen Taufe gebracht. Während das Zauberbad alle Unreinheit des heidnischen Kindleins abwaschen und gegen alle bösen Launen des Schicksals stark und fest machen soll, so erhält das Christenkind eine wahrhaftige göttliche Reinigung und Kraftausrüstung im Bad der Wiedergeburt. Was sind die Gebete der Zauberdoktoren gegenüber den innigen Bitten und Segensworten der christlichen Eltern? Anstatt das kleine Kindlein schon in den ersten Lebenstagen dadurch zu quälen und zu martern, daß ihm von seiner Mutter nach heidnischer Sitte der kleine Finger der linken Hand abgebissen wird, bleibt das christliche Kind unversehrt. Aber nicht nur in den ersten Lebenstagen, nein auch in den darauf folgenden Wochen und Jahren bleibt das christliche Kind unter der treu sorgenden und betenden Hut der Mutter, die in Krankheitsfällen nicht zum Zauberdoktor läuft, sondern nächst dem irdischen Arzt, dem Missionar, das Kindlein dem himmlischen Arzt und Kinderfreunde ans Herz legt. — So kommt die Zeit heran, wo das Kind laufen und spielen lernt, gerade so wie ihr es schon von den heidnischen Kafferknaben gelesen habt. Denn auch die Christenkinder formen gern kleine Öchslein mit zierlich nach allen möglichen Richtungen gebogenen Hörnern aus schwarzem Lehm und spannen diese vor den Ochsenwagen. Auch ein Spiel mit 10 bis 20 Steinen von der Größe einer Wallnuß ist sehr beliebt. Der kleine Kafferjunge oder das Mädchen kauert auf der Erde. Etwa 20 Steinchen liegen vor ihm. Er nimmt den ersten besten Stein und wirft ihn wie einen Ball etwa einen Meter hoch senkrecht in die Höhe. Während dieser Stein in der Luft schwebt, erfaßt der Spieler mit derselben rechten Hand noch andere 2 oder 3 Steine so schnell wie möglich, um dann den schon zurückkommenden Stein geschickt aufzufangen. Fängt der Spieler den zurückfallenden Stein, so werden die aufgelesenen Steine zurückgelegt dicht vor den Spieler. Dann wirft er wieder den einen Stein in die Höhe, um in der Zeit bis zum Abfangen wieder so viel Steine als möglich aufzulesen, bis endlich alle Steine vom Spielfeld verschwunden sind, und das Spiel gewonnen ist. Verfehlt er das Abfangen des aufgeworfenen Steines, so muß das Spiel von neuem begonnen werden, oder es wird vom nächsten Spieler eine neue Partie angefangen. Manche Kafferknaben oder Mädchen haben eine außerordentliche Geschicklichkeit im Abfangen und Auflesen der Steinchen. — Wenn die Kinder etwa 5 oder 6 Jahre alt sind, fangen die Knaben an, sich im Reiten auf Schafen und Böcken zu üben, sie versuchen die Peitsche zu gebrauchen und stellen Mäusetreibjagden an, wie die heidnischen Kinder. Die Mädchen dagegen helfen der Mutter beim Sammeln von Holz oder, so schlecht es klingen mag: Kuhmist. Trockene Miststücke sind nämlich das Hauptbrennmaterial dort zu Lande. Sie helfen auch beim Kochen, Waschen und Auskehren und üben sogar die kleinen Händchen im Bestreichen der Hausflur mit Kuhdünger, der alle Risse und Unebenheiten ausfüllt und in Südafrika auch in Häusern von Weißen oft das ersetzt, was wir eine Diele nennen. — Sind die Kinder 7 Jahre alt geworden, dann kommt der Ehrentag, auf den sie sich freuen und von dem Vater und Mutter schon oft gesprochen haben: es geht in die Schule. Forts. folgt.

Rätsel.

6. A ein Port an heißem Strand, — E dereinst ein herrlich Land, — J gemahnt an Mörderhand, — O sind Dichtungen benannt, — U ist weniger bekannt — Als ein Ort in Nord-Brabant. Th. v. C.

7. Was Gott und Majestät nur hat, — Giebt umgestellt eine Weichselstadt.

Herausgeber Prediger Th. Bechler, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider.
Verlag der Missionsbuchhdlg. der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Erscheint monatlich. **Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.** Preis jährl. 25 Pfg.

№ 9. September 1902. 3. Jahrgang.

Christlicher Kafferkinder Jugendparadies.

(Fortsetzung.)

2. Auf der Schulbank.

„Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.“ Darum ist es auch für Kafferkinder hoch von nöten, daß sie schon mit sieben Jahren anfangen, etwas zu lernen. Bereits bei der Taufe ihrer Kinder müssen sich die Eltern verpflichten, sie zur rechten Zeit zur Schule zu schicken. Diese Zeit ist nun gekommen. Die Perlenschnüre und das Schaffell, mit dem sie bisher bekleidet waren, werden abgelegt; und statt dessen bekommen die Knaben ein schönes, reines Hemd, die Mädchen ein hübsches buntes Kleidchen aus bedrucktem Kattun, den sie bei dem nächsten englischen Kaufladen gegen Mais eintauschen. Mutter oder Schwester haben Kleid und Hemd genäht. Nun gehts in Begleitung von Vater und Mutter zum Missionar. Die Mutter trägt auf dem Kopfe ein kleines Bündel mit Mais, Kafferkorn oder dergleichen, wofür sie beim Missionar eine Schiefertafel, Griffel und die ersten Lesebücher eintauscht. Dann wird der kleine Abc-Schütze dem schwarzen Lehrer übergeben, der ihn in die Künste des Lesens, Schreibens und Rechnens einweihen soll.

Ihr solltet einmal einer Unterrichtsstunde in einer Kafferschule beiwohnen! Wie die schwarzen lebhaften Augen blitzen und glänzen, wenn der Lehrer etwas erklärt! Die frischen runden Gesichter der Naturkinder sind aufmerksam und gespannt auf den Lehrer, auf die Wandtafel oder auf die Landkarte gerichtet. Wie müht sich der große Mund mit den wulstigen Lippen das kaffrische und englische Abc zu lernen und dann kaffrische oder englische Worte aus dem Buche heraus zu buchstabieren! Wie, fragt ihr, englische Worte? Jawohl, es sind englische Worte! Sind diese aber den Kafferkindern nicht ganz fremd? Gewiß, ebenso fremd wie euch deutschen Kindern chinesische Worte sein würden. Aber es ist nun einmal die Forderung der englischen Regierung, in deren Machtbereich das Volk der Kaffern lebt, daß in den Kafferschulen vom ersten Schultag an englisch gelehrt werde. Das fällt den Kindern oft recht schwer. Mit großer Geduld spricht der Lehrer das englische Wort immer wieder und wieder vor, bis das Ohr die ungewohnten Laute richtig erfaßt hat und die dicken Lippen die richtige Stellung zum Ausdruck derselben gefunden haben. Wills garnicht gehen, so hilft der Lehrer wohl auch mit einer Quittenrute oder einer Gerte nach, die er sich jeden Morgen im Garten des Missionars frisch schneidet! In höhern Klassen geht es schon besser, mit einigem Verständnis deklamieren da die Kinder englische Gedichte oder übersetzen fließend englische Lesestücke ins Kaffrische. Neben der englischen Sprache wird auch die liebe Muttersprache etwas getrieben, so daß die Kinder in der obersten Klasse das neue Testament auch kaffrisch lesen können. Von früh acht oder neun bis ein Uhr müssen die Kinder in der Schule sein. Oft haben sie eine gute Stunde weit zur Schule zu gehen. Zur Stärkung bringen sich die meisten ein Blechschüsselchen mit

inqodi, einem säuerlichen Brei aus Kafferkorn mit, den sie dann in der Spielzeit um zehn Uhr mit großem Appetit verzehren. Als Löffel benutzen sie dabei die Finger. Wenn die Knaben um ein Uhr fröhlich nach Hause springen, müssen die Mädchen an zwei Tagen der Woche ein bis zwei Stunden länger auf der Schulbank sitzen. Sie werden an diesen Tagen für ihren Hausfrauenberuf vorbereitet, indem sie bei der Frau des Missionars und einer schwarzen Hilfslehrerin die edle Kunst des Nähens und Strickens lernen. Manche Mädchen bringen es unter der sorgsamen Leitung der Missionarsfrau zu recht guten Leistungen; sie nähen mit geschickten Händen und scharfen Augen eine ganz feine Naht und stricken und sticken so nette Sachen, daß die Leserinnen ebenso verwundert sein würden, wie die englischen Damen, die einmal diese Arbeiten in Augenschein nahmen. Der ganze Sonnabend und natürlich der Sonntag sind schulfreie Tage, an denen alle Schulsorgen und aller Schulstaub gründlich abgeschüttelt werden. Da tummeln sich die Kinder nach Herzenslust auf den weiten Wiesenflächen umher, umweht von herrlicher Bergluft und erwärmt von der freundlichen Sonne.



Christliche Kaffermädchen.

3. Fest- und Feiertage.

Zum Besuch der Sonntags-Gottesdienste werden die Kinder strenge angehalten. Und sie erscheinen auch und zwar in rein gewaschenen Hemden und Kleidern. Und wenn der Schullehrer ihnen in der Schule unsere Choralmelodien gut eingeübt hat, dann geben sie mit ihren frischen, munteren Stimmen eine gute Stütze für den Gemeingesang in der Kirche ab.

Einen Wendepunkt im Schulleben bildet der Tag des Schulexamens. Mit großer Spannung sieht Schüler und Schülerin ihm entgegen. Denn da muß es sich zeigen, was sie gelernt haben und ob sie mit Ehren in eine höhere Klasse versetzt werden können oder nicht. Die Prüfung wird einmal im Jahr vorgenommen und zwar von einem angesehenen englischen Regierungsbeamten, der zu diesem Zwecke die Schule besucht. Die Eltern der Kinder dürfen zugegen sein und verfolgen mit freudiger Anteilnahme die Fortschritte ihrer Lieblinge. Oft verstehen die guten Alten, von denen ja viele in ihrer Kindheit noch keine Gelegenheit hatten, eine Schule zu besuchen, schwierige Fragen wie die: Was ist ein Meridian? Was ist eine Bucht? In welcher Zone liegt Süd-Afrika? selbst nicht, sie schließen aber aus der Antwort auf den Fleiß ihrer Kinder und gratulieren ihnen hinterher zum wohl bestandenen Examen.

Ein anderer Festtag ist Königs Geburtstag. Wie in Deutschland Kaisers Geburtstag festlich begangen wird, so im Kafferland der Geburtstag des Königs von England. Das ist ein schulfreier Tag mit allerhand Festspielen. Die Knaben üben sich im Wettlaufen, Sackhüpfen, Seilziehen, Topfschlagen, die Mädchen spielen Eierlaufen, Katze und Maus, Fuchs aus dem Loch, Plumpsack, oder auch „schwarzer Mann“. Die Begeisterung wird bisweilen noch durch kleine Belohnungen für die Sieger erhöht. Da giebt es etwa Halsketten, Messer, Hosenträger, Schieferstifte, Federhalter, Schulbücher, Schürzen oder Zuckerzeug. Freunde der Schule ermöglichen es, den Kindern solche Genüsse zu bereiten. Eltern und Geschwister sehen den Festspielen zu und rufen Beifall. Hat man sich genügend getummelt, so regt sich der Hunger, und es folgt ein Festessen beim Missionar. Es besteht in Tee und Brot oder Mais mit Bohnen, in Schaffett gekocht, und der Magen nimmt davon auf, so viel er nur vertragen kann; und glaubt mir, im Essen können eure schwarzen Altersgenossen ihr gutes Teil leisten. Ist unter fröhlichem Geplauder der Hunger gestillt, dann marschiert die ganze Kinderschar in Reih und Glied auf, und es wird ein dreimaliges Hoch oder Hurrah auf den König ausgebracht, worauf endlich alle Festteilnehmer fröhlich nach Hause eilen.

4. Die Mäusejagd.

Die Mais- und Kafferkornfelder in Südafrika bergen eine Unzahl von Feld- und Spitzmäusen. Oft sieht sie der Reiter schnell und scheu über die Straße huschen. Da gewährt es denn den Burschen ein herrliches Vergnügen, von Zeit zu Zeit eine Treibjagd auf diese Tierchen zu veranstalten, der sie sich im Verein mit ihren heidnischen Kameraden leidenschaftlich hingeben. Aus kurzen zugespitzten Drahtstückchen, die sie an bambusartige Stöcke befestigen, haben sie sich vorher kleine Assagaie (Spere oder Spieße) zur Mäusejagd angefertigt. Etwa sechs Knaben gehen mit ebensoviel gelben halbverhungerten Kafferhunden auf die Felder. Einer der geschicktesten stellt sich, seinen Assagai wurfbereit in der Hand, an einer bestimmten Stelle auf die Lauer, während seine Kameraden ihm das Wild regelrecht zutreiben. Mit großer Gewandtheit und Geistesgegenwart spießt der Jäger im entscheidenden Moment das arme Mäuschen, noch ehe es in das nahe Erdloch flüchten kann, auf. Verfehlt er es aber, so springt die ganze Jagdgesellschaft mit den Hunden in größter Aufregung hinter dem fliehenden geängstigten Tiere her, bis es entweder aufgespießt wird oder doch noch entwischt. Ist es glücklich erlegt, so wird die Beute unter Schwatzen und Lachen triumphierend zum nahen Hirtenfeuer geschleppt, ausgeweidet, gebraten und als Leckerbissen verspeist.



Themseufer und St. Paulskirche in London.

5. Die Weihnachtsfeier.

Dem Weihnachtsfest sehen die Kafferkinder, nicht anders wie die Burschen und Mädchen in der deutschen Heimat, mit freudiger Erwartung entgegen. Denn wenn auch in der dunklen Kaffernhütte meist noch kein Christbaum angezündet wird, wenn den Kafferkindern auch kein so schöner, mit Geschenken reich besetzter Weihnachtstisch gedeckt wird, wie ihr Kinder ihn erhofft, so haben doch auch die schwarzen Kinder ein tiefes Gefühl davon, daß das liebe Weihnachtsfest so recht ihr Fest ist, an dem sie sich des Kindleins in Bethlehems Stall freuen dürfen. Etwas anders gestaltet sich die Festfeier ja schon deshalb, weil der 25. Dezember in Südafrika mitten in den Sommer fällt, in die heißeste Zeit des Jahres. Wie bei uns, werden lange vorher die schönen Weihnachtslieder: „Stille Nacht, heilige Nacht", „Herbei, o ihr Gläubigen", „O du fröhliche o du selige", „Morgenstern auf finstre Nacht" u. s. w. eingeübt. Ja auch das in den Brüdergemeinen bekannte „Hosianna" wird mit großer Begeisterung gesungen. Ob euch freilich die Weihnachtslieder in dem wunderlichen Kleid der Kaffersprache gefallen würden? „Stille Nacht" heißt im Kaffergewand: „Busuku obungcwele obunezibele" und „O du fröhliche" „Hai simnandi esosandi sokugcoba nge Kristmes le". Ihr könnt diese Worte einfach so lesen, wie sie da stehen, und auch so singen, nur müßt ihr, wenn ein c kommt, die Zunge fest an die oberen Zähne drücken und durch schnelles Zurückziehen einen kräftigen Schnalzer hervorzubringen suchen. Auch Bibelsprüche und die Weihnachtsgeschichte werden gelernt. Denn es ist in manchen Gemeinen Brauch geworden, am heiligen Abend beim hellleuchtenden Christbaum vor versammelter Gemeine und vor vielen Heiden ein Weihnachtsspiel aufzuführen, in welchem diese Sprüche aufgesagt werden. Das Festspiel hat ungefähr folgenden Inhalt:

Drei heidnische Kinder begegnen drei christlichen Kindern, die schön und rein angezogen, am Weihnachtsabend auf dem Weg zur Kirche sich befinden. Sie kommen mit einander in ein Gespräch über die Feier der Christnacht, den Christbaum und über das Kindlein in der Krippe, das auch für sie geboren wurde. Verheißungsworte und Weihnachtsverse, die als Soli oder im Chor gesungen werden, unterbrechen das Gespräch. Dadurch lassen sich die drei heidnischen Kinder überreden, mit den Christen zusammen zur Christnacht zu gehen und das Kindlein anzubeten. — Da es weit und breit keine Tannen- oder Fichtenbäumchen giebt, so muß man sich, wenn man keinen künstlichen Christbaum hat, mit einem anderen Bäumchen behelfen. Haben etwa gar liebe Missionsfreunde einen schönen immergrünen Christbaum, ja sogar den dazu gehörigen Schmuck hinausgesandt, so ist die Freude groß, und der Missionar kann den schönsten Weihnachtsbaum erstrahlen lassen. Nach der Christnachtsfeier eilen die Kinder mit den Lichtern, die sie erhalten, der oft weit entfernten Hütte zu. Und auch dort in der dunklen Hütte des Heidenlandes zeugt das wiederangezündete Christnachtslicht von dem hellen Lichtglanze, der aus Bethlehems Stalle

strahlt und von der unaussprechlichen Freude, die allem Volk widerfahren soll.

6. Austritt aus der Schule und weitere Ausbildung.

Nach fünf- oder sechsjährigem Schulbesuch ist für die meisten Kinder der Zeitpunkt gekommen, wo sie die Schule verlassen. Noch wird ihnen in einer feierlichen Abschiedsstunde ein Trostwort aus dem Worte Gottes mit auf den Lebensweg gegeben, ein Segensvers für sie gesungen und gebetet, dann reichen sie, oft mit vielen Tränen Kameraden und Lehrern zum Abschied die Hand. Sie kehren zunächst ins Elternhaus zurück. Und nun müssen sie Vater und Mutter zur Hand gehen. Die Knaben helfen beim Ackerbau und hüten die Schafe, Ochsen oder Pferde, die Mädchen sind der Mutter in ihren Arbeiten beim Haushalt, Kochen, Holzholen, Wassertragen oder beim Jäten der Maisländer behilflich. Die Begabteren gehen auf höhere Schulen. Selbst die Mädchen können sich zu Näh- oder Elementar-Lehrerinnen ausbilden lassen. In beiden Fällen müssen sie ein staatliches Examen ablegen. Die Knaben werden entweder Tischler, Maurer oder Steinmetz, andere Buchdrucker oder Schuhmacher, die meisten wohl Lehrer. Letztere müssen nach vierjährigem Besuch eines Lehrerseminars ein Examen bestehen. Haben sie sich dann als treue Lehrer eine Reihe von Jahren bewährt, dann können sie als Helfer oder sogar auch als Missionare im Dienste der Mission angestellt werden, um unter ihren Landsleuten von der Liebe Gottes und unseres Heilandes zu predigen. Bis vor kurzem noch mußten die Kinder unserer Gemeinen auf englische Seminare anderer Kirchen zur Weiterbildung gehen. Seit Juli vorigen Jahres aber haben wir zu unsrer Freude für unsere Mission ein eigenes Seminar auf der Station Mvenyane weit hinten im Kafferland, im Distrikt Ost-Griqualand, in dem schon 12 Zöglinge Aufnahme gefunden haben.

7. Seliger Heimgang.

Nicht wahr, die Jugendzeit christlicher Kafferkinder verläuft recht anders als die der heidnischen Burschen und Mädchen. Sie werden durch ihre Eltern und die christliche Schule zum Gehorsam erzogen und auf den Heiland hingewiesen, um als Gottes-Kinder durch dies Leben gehen zu können. Leider müssen es die Missionare oft erleben, daß manche lieblich empor gewachsene Blume von den Stürmen heidnischer Versuchungen geknickt und ihrem Herrn untreu wird, um so fröhlicher aber ist der Dank der Missionare, die sich mit den Kindern treu gemüht haben, wenn diese sich im Leben als Christen bewähren. Da waren z. B. zwei Schulmädchen auf einer Station. Die hatten nicht nur im Lesen, Schreiben und Rechnen gute Fortschritte gemacht, sondern hatten in der Schule auch ihren Katechismus und ihre biblischen Geschichten gut gelernt. Sie zogen sich eine schwere Krankheit zu. Aber was wars? Wurden sie darüber unzufrieden, daß sie nun nicht mehr herumspringen konnten wie ihre Gespielen? Murrten sie wider den lieben Gott, daß sie nun so einsam und verlassen auf ihrem Krankenlager fest gebannt liegen mußten? Nichts von alle dem. Ergeben in des Herrn Willen fügten sie sich im Gehorsam. Sie suchten statt dessen ihren Trost und ihre Befriedigung in den Gesangbuchsversen, die sie in der Schule gelernt hatten und die sie nun oft und vernehmlich hersagten. Dazwischen baten sie ihre Eltern oder den Missionar, der sie besuchte, daß sie mit ihnen beten möchten. Und dann gingen sie ruhig und in Frieden heim, dessen versichert und froh, daß der Heiland alle Unarten der Jugendjahre, alle Sünden in Worten und Gedanken ihnen vergeben habe. Und die Engel kamen und trugen ihre Seelen heim in des Hirten Schoß. Damit ging ihrem Jugendleben erst recht das Paradies auf. Möchte jeglichen schwarzen wie braunen Kindern ein gleicher Lebensabschluß, der Eingang ins Himmelreich, beschieden sein!

Nach London

versetzt uns das eine Bild. In London weilten unsere Gedanken in den letzten Wochen vielfach. Dort wurde der englische König gekrönt. Die Westminsterabtei, in der dies geschah, liegt weiter nach links auf dem Bilde. Die Paulskirche ist nicht minder wichtig, dort finden andere Staatsfeste statt, wie vor vier Jahren der Jubiläumsgottesdienst. Jetzt besuchten die Burengenerale in London, die am 31. Mai Frieden geschlossen haben. London ist die größte Handelsstadt, aber auch die größte Missionsstadt der Welt. Grade in jener Gegend, die das Bild zeigt, liegt das Missionshaus der englisch kirchlichen Missionsgesellschaft, der größten aller evangelischen Gesellschaften. Sie hat eine Einnahme von 7 Millionen Mark im Jahr. Alle deutschen Missionsgesellschaften bringen zusammen nur 6 Millionen Mark auf. Etwas nach rechts auf dem Bilde liegt das Missionshaus der englischen Brüdergemeine, von dem aus unsere Labradormission mit geleitet wird und in dem unsere durchreisenden Missionare wohnen.

Rätsel.

9. Die erste Silbe trinkt man gern, — das Ganze aber ißt man gern. — Wenn die Erste von der Letzten geboren, — dann gehen die Letzten für immer verloren. — Als Eltern der Ersten sind sie zu betrachten. — Wer wollte sie wegen des Kindes nicht achten? — Das Kind erfreut ja jedermanns Herz — Bei frohen Gelagen, bei Tanz und bei Scherz.

Mk. 5.— aus Eichelberg dankend empfangen

Missionsbuchhandlung, Herrnhut.

Herausgeber Prediger Th. Bechler, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider.
Verlag der Missionsbuchhdlg. der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut.



Erscheint monatlich. Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend. Preis jährl. 25 Pfg.

№ 10. Oktober 1902. 3. Jahrgang.

Zibi.

Der christliche Kaffernhäuptling.

Wenn der Leser eine Karte von Südafrika zur Hand nimmt, so findet er auf ihr im Osten ein Gebiet, das mit dem Namen Ost-Griqualand bezeichnet ist, und in demselben eine Stadt namens Matatiele. Dort ungefähr liegt unsere Missionsstation Tinana, eine jener beiden Hauptplätze unserer Mission, die im Gebiet des Chlubihäuptlings Zibi gelegen sind. Die andere heißt Ezincuka. Dieser Zibi ist ein Mann, der zu den interessantesten Gestalten des Kaffernlandes gehört.

Warum ist er interessant? Dort sitzt er auf dem Bilde vor uns. Hat er viel besonderes an sich? Eigentlich nicht. Der Anzug ist ganz europäisch und einfach. Ja unter afrikanischen Häuptlingen darf man sich keine Fürsten in strahlender Kleidung vorstellen. Im äußeren unterscheiden sie sich wenig von ihren Untertanen. Würde verleiht ihnen nur die höhere Stellung, die sie infolge ihrer Geburt in der Häuptlingsfamilie und durch Ausübung ihrer Macht einnehmen. Als Zeichen dieser Würde führen sie einen solchen Knopfstock mit sich, wie er auf dem Bilde zu sehen ist. Allenfalls halten sie noch darauf, daß sie eine etwas schönere Uhrkette und Schuhe tragen, was ihren Untertanen nicht immer möglich ist. Anderer Glanz aber mangelt ihnen. Auch an Hofstaat fehlt es. Und die Speisenfolge an der Tafel unterscheidet sich auch wenig von der aller anderen Kaffern. Mais ißt der Häuptling früh, mittags und abends, nur wird er öfter Fleisch hinzufügen, was seine Untertanen sich selten erlauben können. Zibis Appetit ist außerordentlich gut. Das läßt sich denken. Seht Euch doch die kräftige Gestalt an. Und diese würde noch einen ganz anders hünenhaften Eindruck machen, wenn er aufstände. Zibi hat stark entwickelte Arme und Beine und ist von großem kräftigem Körperbau. Jetzt freilich merkt man dem 70jährigen Greis doch allmählich an, daß er über die Jahre der besten Kraft hinaus ist. Sein Gang wird unsicher und sein Auge trüb. Dabei aber reitet er noch gut und kommt sonntäglich den zwanzig Minuten langen Weg zur Kirche.

Zur Kirche! Ja, seine Kirche liebt er, und diese Anhänglichkeit ans Gotteshaus, sein Christenleben überhaupt, das ist es, was ihm seine höchste Würde verleiht. Er war es auch in eigener Person, der im Jahre 1868 die Missionare der Brüdergemeine bat, auch zu ihm und zu seinem Volke zu kommen, um ihnen Gottes Wort zu verkündigen und christliche Gemeinen zu gründen. Und nun ist im Lauf der Jahre ein ganzer Kranz von Stationen in dortiger Gegend aufgeblüht, von denen zwei Hauptorte, Tinana und Ezincuka (letzteres der Wohnort Zibis), in dem Reiche des Häuptlings liegen.

Und dieser selbst bekleidet neben seiner weltlichen Würde auch das Amt eines Kirchenältesten, hält auch geistliche Ansprachen und ermahnt und ermuntert seine Untertanen nicht nur zur Treue gegen die irdische Obrigkeit, sondern auch gegen ihren Gott und

Heiland. Und treu steht er dem Missionar bei seiner Arbeit, sowohl in der Leitung der christlichen Gemeine wie bei der Predigt an die Heiden bei.

Und nun sagt selbst: Ist ein solcher christlicher Kaffernhäuptling nicht in der Tat eine interessante Erscheinung, die unsere Teilnahme verdient und an die wir auch in unseren Gebeten denken sollten?

Ein Besuch Zibis in Tinana.

Mit dem Häuptling Zibi hatte Missionsdirektor Br. Buchner auf seiner amtlichen Besuchsreise nach Südafrika am ersten Adventssonntage des Jahres 1892 eine erste, eigenartige Begegnung.

Wie kam es zu dieser?

Br. Buchner war auf der Station Tinana angekommen und sollte dort am ersten Advent den Missionar Br. Hasting ordinieren, d. h. ihn mit Handauflegung zu seinem Amte einsegnen. Der damalige Präses unserer Mission im Kaffernlande Br. Padel begleitete ihn. Dieser aber wünschte vor dem Sonntag noch einen Besuch in Ezincuka zu machen und ritt deshalb zu Pferde dorthin. Zum Sonntag aber wollte und sollte er durchaus wieder zurück sein, denn er mußte die deutsche Rede, die Br. Buchner halten wollte, ins Kaffrische übersetzen. Er war also in Tinana bei der Ordinationsfeier nötig. Mit diesem Bewußtsein reiste er ab.





Kirche. Wohnhaus. Wohnhaus von der Kirche aus gesehen.
Tinana im Kaffernlande.

Was aber geschieht? Es regnete am Sonnabend und die Nacht zum Sonntag, was es nur regnen konnte. Ist schon hierzulande der Regen dem Reisenden nicht grade sehr erwünscht, so hat er in Afrika noch sein besonders Unangenehmes. Hier wird man naß, so gut wie in Afrika; aber man kann doch wenigstens vom Fleck kommen. Anders dort. Tinana liegt an einem Flüßchen, wie das Bild es zeigt. Es trägt den gleichen Namen Tinana. Dieser Fluß ist im gewöhnlichen Lauf der Dinge ein recht unschuldiges Ding, bei Regen aber ein — unüberwindliches Hindernis der Reise. Ist in Afrika ein Fluß „leer" d. h. hat er wenig Wasser, so fährt oder reitet man ohne Gefahr hindurch; „hat er Wasser", so ist der Durchgang gefährlich, ist er „voll", so ist ein Hinüberkommen unmöglich. Sonntag früh nun hieß es: Der Fluß ist voll! Was sollte da werden? Wie sollten Br. Padel und Freund Zibi nach Tinana gelangen?

Doch still. Unser Gott kennt die Verlegenheiten seiner Kinder, und wenn es in seinem Ratschluß für gut befunden wird, dann hat er „Weg allerwegen".

Um neun Uhr des Morgens entsteht auf einmal eine Aufregung in Tinana. Kaffern laufen hin und her, und man hört deutlich Hilferufe. Was ists? Ein Vorübereilender giebt uns folgende Auskunft: Zwei Missionare, Padel und Liebich, sind am frühen Morgen von Ezincuka aufgebrochen, und als sie den vollen Fluß erreichten, wagten sie es in Gottes Namen, hindurchzureiten. Noch aber hat Br. Liebich nicht die Mitte erreicht, da reißt ihn die Gewalt des Stromes vom Pferde, und willenlos wird er stromabwärts getrieben. Br. Padel springt in seiner Angst, laut um Hilfe rufend, vom Pferde und steht bis an den Hals im Wasser. Der Herr aber, der „über seinen Boten zu Land und See wacht", gebot seinen Engeln. Ein Grasbusch wird dem Missionar Liebich zum rettenden Halt, er kann sich nun glücklich heraushelfen, auch sein Begleiter erreicht das Ufer. Aber — es ist ja dasselbe Ufer, von dem sie abgeritten waren! Nur Br. Liebichs Pferd hat, den Strom durchschwimmend, das jenseitige erklommen. Noch einmal flehten die Missionare um Hilfe erst zu ihrem Gott, und dann riefen sie auch noch Menschen. Und richtig. Eine ganze Schar von Kaffern sammelt sich um sie, und nach unsäglichen Mühen und mit allen möglichen Hilfeleistungen gelingt es endlich wirklich,

die Missionare durch den Fluß zu bringen. — Groß war die Freude, als man sie in Tinana empfing. Freilich waren sie naß vom Kopf bis zum Fuß.

Nicht lange nach ihnen traf auch Zibi ein. Er hatte gedacht: Zibi hat es dem Umfundisi umkulu d. h. „dem großen Lehrer" versprochen, Zibi muß auch kommen. Ein vorzüglicher Reiter auf einem ausgezeichneten Pferde, war es ihm gelungen, den Durchgang durch den Fluß zu erzwingen. Freilich auch an ihm war — trotzdem er sich zu Ehren des Tages in Schwarz gekleidet hatte — kein trockner Faden.

Es ist schon in Deutschland ein Kunststück, drei nasse Freunde, die einem ins Haus fallen, trocken einzukleiden, so daß sie sich mit Ehren sehen lassen können, nun erst in Afrika! Ein afrikanischer Missionar hat die schwarzen Anzüge nicht so im Schranke hängen, wie manch einer hier. Und die Voraussetzung zu solcher Hilfe ist immer, daß man selbst und die lieben Freunde so ungefähr gleiche Größe und Lebensgestalt haben. Das traf bei den Missionaren einigermaßen zu, aber ein Blick auf Zibi und seine Hünengestalt läßt alle Hoffnung auf ein halbwegs günstiges Ergebnis der Umkleidung schwinden. Die Missionare waren bald aus den nassen Kleidern heraus und kirchfähig neu gekleidet.

Aber Zibi? Ein wenig erleichtert wurde die Sache dadurch, daß er erklärte, bei dem warmen Wetter könne er recht gut seine nassen Beinkleider anbehalten, aber oben herum und an den Füßen würde er gern etwas trockenes haben. Diese Erklärung begrüßten wir bei den recht entwickelten Beinen Zibis mit Freuden. Wie aber wenigstens seine bescheidenen Wünsche erfüllen? Da besann sich Br. Hasting auf einen alten, bunten Schlafrock, den er eigentlich schon ausgemustert hatte, und siehe da, er schien Gnade vor Sr. Majestät, dem Häuptling zu finden, obgleich er nur ihm etwas über den Ellenbogen und nicht ganz bis an die Kniee reichte. Dazu ein Paar trockne Strümpfe und rote Pantoffeln, so gings. Als Br. Buchner nun aber noch sein Plaid ihm um die Schultern über den Schlafrock hängte und mit einer Nadel feststeckte, da lachte er laut auf. „Ah", sagte er, „von deiner Frau!" — „Nein", erwiderte Br. Buchner, „das ist mein Tuch". Zweifelnd sah er ihn an und meinte: „Männer tragen solche Tücher nicht".

Nun waren die Freunde alle zum Kirchgang fertig. Lächelt ihr? Wundern würde es mich nicht. Die Missionare selbst konnten das Lachen nicht ganz unterdrücken. Aber einen Sonntag erlebten sie nun zusammen, um dessentwillen sie gern alles Lächerliche in den Kauf nahmen. So schön und erbaulich verlief er.



Ein christlicher Lehrer. Häuptling Zibi.

Am Vormittag fand die Ordinationshandlung statt, in der Christen und Heiden mit gespannter Aufmerksamkeit folgten und offenbar niemand an des Häuptlings wunderlichem Anzug Anstoß nahm, und am Nachmittag versammelte man sich noch einmal im Gotteshaus, und da ergriff nun neben den Missionaren auch Zibi das Wort und hielt mit seiner klangvollen Männerstimme, begleitet von natürlichen und doch oft überraschend schönen Handbewegungen, eine eindrucksvolle Rede.

„Wer hat zuerst hier gestanden?" rief er in die Menge hinein. „Der erste Missionar Meyer war es. Das Wort hat er gebracht von dem Gott, der die Welt so geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn für uns gab. Wer kam dann und hat dies Haus und die Gemeine gegründet? Missionar Padel, der zwölf Jahre hier gearbeitet und dasselbe Wort verkündet hat. Und wer predigt jetzt hier? Missionar Hasting, und auch er sagt euch kein anderes Wort. — Ihr Chlubi, Männer sind es, die euch leiten, Männer, die euch lehren. Stürme sind über unser Volk dahingegangen; wir mußten in den Krieg und kämpfen, aber unsere Lehrer (=Missionare) sind treu auf ihren Posten geblieben, ja Herr Hasting hat mit seiner Frau um des Herrn willen fliehen müssen, ihre Kinder auf dem Rücken, und hat alles verloren, kaum haben sie das Leben gerettet. Ja, Männer sind eure Lehrer."

Und nachdem er sich an Br. Buchner gewandt hatte und ihn mit einer Wolke verglichen, die ihrem Lande neue Segensströme bringe, schloß er seine Rede: „Nun ihr Chlubi, so preiset Gott um seiner Barmherzigkeit willen, die er an Euch getan hat, und nehmet sein Wort im Glauben an. Was soll Gott mehr für Euch tun, und was wollt ihr einst vor seinem Thron sagen, wenn ihr solche fortgesetzte Gnadenerweise Gottes verachtet? — Scheine, Sonne der Gerechtigkeit, über allen Stämmen! — Zibi hat gesprochen.“

Niemand hatte mehr ein Auge für den sonderbaren Aufzug, in dem der Hüne vor ihm stand, so hatte sein Wort gezündet. Kanzel und Talar sind gute Dinge, aber sie allein machen nun einmal nicht den Prediger zu dem was er sein soll, zu einem Zeugen der göttlichen Gnade am Menschenherzen, zu einem Zeugnis aus höherer Welt. Hier aber sprudelte der Quell frisch aus einem Herzen, das selbst Gottes Gnade an sich erfahren hatte, darum tat es den Worten keinen Abbruch, daß der Talar des Redners ein Schlafrock und die Kanzel die ebene Erde einer Kaffernkirche war. —

Stundenlang noch saßen die Missionare mit dem interessanten Kaffernhäuptling zusammen und lauschten den Erzählungen von seinem bisherigen Leben, die er nach Kaffernart in anschaulichster Form bot. Dann schieden sie noch am Abend mit warmem Händedruck von einander. —

(Ev. Miss. 1895, I nacherzählt.)

In Gefahr mit Wölfen.

In Labrador sollte man eigentlich nie ohne Gewehr ausgehen, da man keinen Tag sicher ist, ob man nicht einem wilden Tiere, einem Eisbären, Braunbären oder einem Wolfe begegnet. Dessen ungeachtet zieht der Eskimo, wenn er seine Fuchsfallen nachsehen will, gewöhnlich nur mit einem größeren Messer und seinem Unak, einem Stock mit zwei langen Eisenstacheln, bewaffnet, aus. Es kommt daher gelegentlich vor, daß Leute in Not und Gefahr geraten. So ging es auch dem Böttcher Jonas in Nain, der in Missionsdiensten stand und die Fässer für das Seehundsöl, das auf den Londoner Markt geschickt wird, herzurichten hatte. Wie jeder Eskimo, so hatte auch Jonas im Winter Fuchsfallen aufgestellt, die öfters nachgesehen werden mußten. Diesmal standen die Fallen auf der Insel Barth, jenem Eiland, das Dr. Barth um einen Sack Erbsen von den Eskimos seiner Zeit gekauft hat. Von Nain ist die Insel zwei gute Stunden entfernt. Jonas hatte bald alle seine Fallen besucht und frisch aufgestellt, aber keinen Fuchs darin gefunden. Es dunkelte bereits, als er seinen Rückweg antrat, und er beeilte sich, vor Nacht wieder nach Hause zu kommen. Wacker schreitet er aus. Auf einmal aber hört er ein Geräusch, er sieht sich um, und da erblickt er fünf Wölfe, die ihn verfolgen und nicht allzuweit hinter ihm drein sind. Das war denn doch selbst dem furchtlosen und beherzten Jonas außer allem Spaß. Was nun tun? Er hatte weder Wehr noch Waffe und kannte doch die Dreistigkeit dieser Tiere hinlänglich. In der Not gilts aber rasch zu handeln. Er fühlt, ob er in seiner Tasche Tabak finde. Wirklich, Tabak ist da, die Pfeife auch; er stopft nun eiligst, steckt die Pfeife in Brand und raucht nun darauf los. Während dessen sind die Wölfe schon in die Nähe gekommen. Jonas ist in großer Angst und seufzt in seinem Innern, Gott möge ihn bewahren und behüten. Und nun riechen die Tiere den Rauch von der Pfeife, und das hält sie ab, ganz dicht heran zu kommen und sich auf Jonas zu stürzen. Immer tapferer schreitet Jonas aus und stopft, wenn der Tabak in der Pfeife heruntergebrannt ist, neuen Vorrat nach und läuft und raucht so 1½ Stunden, während die Wölfe immer in gleicher Entfernung hinter ihm drein sind. Unter Todesangst ist endlich die Landspitze von Nain erreicht, wo der Weg im rechten Winkel abbiegt und die Station sichtbar wird. Bis dahin verfolgen die Wölfe den Mann, wittern aber jetzt Hunde und Häuser und bleiben stehen. Jonas ist durch die Angst äußerst aufgeregt, sieht sich aber nun um, und merkt, daß die Wölfe ihm nicht mehr folgen. Mit brennender Pfeife erreicht er sein Haus, tritt ein und sinkt bewußtlos auf sein Lager. Das todesmutige starke Rauchen hatte ihn betäubt. Als er wieder zu sich kam, da dankte er mit den Seinen dem Herrn für die wunderbare Rettung aus der Gefahr. Und als er den Missionaren den Hergang des Erlebnisses erzählte und seine Pfeife rühmte, die ihn nebst Gott gerettet habe, da vergaß er nicht, seinen innigen Dank gegen Gott, der so Großes getan und ihm noch weiter Raum zur Buße gegeben hatte. A. W.

Rätsel.

10. Ein Hoherpriester war eins zwei, — Und ein Prophet war eins zwei drei. — Doch wer war wohl eins zwei drei vier? — Die fromme Mutter kennet ihr.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich, bringt regelmäßig Bilder und kostet im Jahr nur 25 Pf. (Porto für 1—5 Ex. 3 Pf., 6—11 Ex. 5 Pf.) — Von 20 Ex. an portofrei, von 50 Ex. an à 22 Pf. und portofrei; 100 und mehr Ex. à 20 Pf. und portofrei.

Herausgeber Prediger Th. Bechler, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider.
Verlag der Missionsbuchhdlg. der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Erscheint monatlich. **Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.** Preis jährl. 25 Pfg.

№ 11. November 1902. 3. Jahrgang.

Heimgang des Negerknaben Fritz.

Der Monat November bringt uns wieder den „Totensonntag“, an dem wir unserer schon heimgegangenen Lieben gedenken, an dem wir aber vor allem erwägen sollen, ob wir selbst bereit wären, zu unserem Herrn und Heiland zu gehen, wenn er uns riefe. — Wie herrlich, wenn das der Fall ist!

In der Hauptstadt Surinames Paramaribo nehmen sich unsere Missionare auch der Waisenkinder in Liebe an und suchen eine ganze Anzahl von ihnen treu zu pflegen und gut unterzubringen, damit sie nicht verloren gehen, sondern noch einmal tüchtige Menschen, ja Kinder Gottes aus ihnen werden. Wir hoffen und bitten, daß einer der Brüder oder eine Schwester uns bald einmal von diesen Kindern erzählt.

Heut etwas von anderen Kindern! Seht, da wohnen weit drinnen im Buschland Surinames, viele Meilen von der Stadt entfernt, dort, wo es der Fieber wegen kein Europäer lange aushält, noch viele Neger, die von Christo noch nichts wissen, sondern Heiden sind. Den wenigen kleinen Christengemeinen im Buschland predigen Neger-Evangelisten, die vom Klima weniger zu leiden haben. Ein Missionar besucht nur von Zeit zu Zeit in jener Gegend und sieht zu, ob die Evangelisten ihre Sache gut machen. Da geschieht es denn hie und da, daß ein solcher Missionar bei seinem Besuch einen Burschen trifft, der ihm gefällt, ihm einen guten Eindruck macht, der bei der Predigt gut acht giebt und durch seine trefflichen Antworten in Sonntagsschule und Religionsunterricht den Beweis dafür ablegt, daß er über einen guten Verstand verfügt. Da kommt denn dem Missionar sofort der Gedanke: Halt, das ist ein Junge, der gewiß gut lernen, ja studieren könnte, den will ich mit mir in die Hauptstadt nehmen, dort kann er einige Jahre die Schule besuchen, auch höhere Bildung empfangen, damit er vielleicht einmal mit Gottes Hilfe als Verkündiger des Wortes Gottes bei seinen Landsleuten im Buschland zu brauchen ist. Aus diesem Grunde hat unser Br. Zuch, der jetzt das Buschland bereist, nach einander vier Negerknaben mitgebracht und in sein Haus in Paramaribo aufgenommen, damit sie dort geschult werden können. Von einem dieser Vier macht Schwester Zuch folgende Mitteilung, die uns Schw. Stähelin freundlichst übermittelt hat.

„Unser vierzehnjähriger Fritz Toontje war der zweitälteste der vier Pflegesöhne aus unserer Buschlandgemeine Ganzee und kam Anfang November vorigen Jahres zu uns, um mit den drei anderen Knaben in der Stadt die Schule zu besuchen und weiter ausgebildet zu werden. Wenn sie fleißig lernen und sich dazu eignen, sollen sie einmal unter ihren Landsleuten als Evangelisten oder Schullehrer wirken. — Leider bemerkten wir bald, daß Fritz nicht recht vorwärts kam; das Auswendiglernen fiel ihm besonders schwer; da mußten wir ihn manches Mal zum Fleißigsein ermahnen. — Montag, den 28. Juli, wurde er krank, bekam Fieber und verlor den Appetit. Da solche Krankheitserscheinungen aber hierzulande häufig vorkommen, waren wir anfangs nicht ängstlich

und gaben ihm die gebräuchlichen Mittel. Doch das Fieber wollte nicht weichen, und der Appetit, der in gesunden Tagen nichts zu wünschen übrig ließ, schwand mehr und mehr. Am Freitag bekam er so arge Schmerzen, daß er laut jammerte und sich hin- und herwarf. Nun riefen wir sofort den Doktor, der warme Umschläge verordnete. Auch die aber wollten nicht recht anschlagen und nur mit Widerwillen nahm Fritz etwas Nahrung zu sich. So lag er in seiner Hängematte, des Tages unten in unserer Wohnung, des Nachts oben auf dem Boden, wo die vier Knaben zusammen schliefen. Sein älterer Bruder, welcher sich gerade in den Tagen zum Besuch in der Stadt aufhielt, konnte ihn pflegen und ihn hinauf- und hinabtragen. Das war eine große Hilfe und Trost für uns, daß jemand aus seiner Familie da war. Am Sonntag erklärte der Doktor sein Leiden für Bauchfellentzündung und für nicht ungefährlich; am Montag früh wurde uns klar, daß unser Fritz nicht mehr gesund werden würde; die Schwäche nahm sehr zu. Am Vormittag hingen wir, als er heruntergebracht worden war, seine Hängematte so flach wie möglich auf. Da er als Buschneger nicht gewöhnt ist, wie die Stadtneger auf der Diele zu schlafen, bat er ganz rührend, in der Hängematte liegen zu dürfen. Wir taten ihm seinen Willen, obgleich der Doktor es eigentlich nicht für gut fand. — Mein Mann sprach noch mit Fritz und bereitete ihn auf sein nahes Ende vor. Da sagte Fritz: „Ja Masra, a de boen so, somtem mi ben sa lasi pasi, efi mi ben tan na libi d. h. Ja Missionar, es ist gut so; denn vielleicht hätte ich den Weg (ins Himmelreich) verloren, wenn ich am Leben geblieben wäre". Ja er meinte, er hätte gleich am Anfang seiner Krankheit gedacht, daß er wohl sterben würde. — Als seine Hände und Füße kalt wurden, hatte er es gern, wenn ich seine Hand zwischen die meinen nahm; oft streckte er sie mir selber entgegen. Wenn er mich weinen sah, sagte er ganz rührend: No kre, no kre mi Missi, mi switi Missi = „Weine nicht, weine nicht, meine Missi, meine süße Missi." Dann sprach auch ich mit ihm von seinem Heimgang, ihn ermahnend, den Herrn zu bitten, daß er ihn aus Gnaden in sein Reich aufnehmen möchte; obwohl wir es nicht verdienten, weise der Herr uns doch nicht ab. Darauf sagte Fritz ein paar Mal: „Herr, erbarme dich meiner!" Dann ging ein glücklicher Schein über sein Gesicht und er flüsterte: „Wie schön ists in seinem Reiche, in seinem Paradies!" — „Ja", erwiderte ich, „dort, wo so viele von unsern Lieben schon vorangegangen sind." Ein andermal äußerte er: „Ach, mein Masra, ich fühle süßen Frieden". Innerlich war er voller Frieden, äußerlich aber quälte ihn ein brennender Durst bei seinem hohen Fieber, da war es ihm eine köstliche Erquickung, Eisstückchen schlucken zu dürfen. — Nach seiner Mutter, einer Christin in Ganzee, verlangte er auch noch in den letzten Stunden; sein Bruder tröstete ihn damit, daß er ihm sagte, man habe ihr Nachricht von seiner Erkrankung geschickt. Allmählich verlor er das Bewußtsein und begann irre zu reden. Zum Schluß aber lag er ganz still und friedlich da, und so schlummerte er sanft hinüber, um im Paradiese, auf welches er sich so gefreut hatte, zu erwachen. Welch ein Trost war es uns, daß er sich gar nicht vor dem Tode gefürchtet hatte; im Gegenteil, er freute sich auf die himmlische Herrlichkeit in seiner kindlichen Weise. —

Die Frage, welche oft in uns aufstieg, ob Fritz wohl charakterlich und geistig genügend befähigt sei, dem Herrn einst unter seinen Landsleuten zu dienen, hat der Herr selbst gelöst und also diese Sorge von uns genommen. Und da sein Vater, obwohl getauft, doch wieder ins Heidentum zurückgefallen und als Heide gestorben ist, so fürchteten wir auch aus diesem Grunde für den etwas charakterschwachen Fritz im Blick auf seine zukünftige Laufbahn. Jetzt ist er ewig geborgen. Sehr lieb war es uns, daß einige Wochen vor seinem Ende seine Mutter noch bei ihm war. —

Am Dienstag Nachmittag 5 Uhr wurde Fritz begraben. Unsere drei anderen Jungen brachen in lautes Weinen aus, als sie am Montag Nachmittag bei der Rückkehr aus der Schule ihren Kameraden als Leiche sahen. Sie fürchteten sich nun aber, allein und im Dunkeln auf dem Boden zu schlafen. In der ersten Nacht schafften wir Rat; in der zweiten aber mußten sie wieder hinauf, nur erlaubten wir ihnen noch, die Lampe mitzunehmen. Nach einer langen Weile gingen wir noch einmal hinauf, um nach ihnen zu sehen. Als wir auf der Mitte der Treppe standen, hörten wir ein leises Sprechen, und was sahen wir? Ein jeder kniete vor seiner Hängematte und betete. Das war ein gar lieblicher Anblick, der dem Herzen wohl tat. — Am nächsten Morgen sagten alle drei auf Befragen, daß sie herrlich geschlafen hätten. Wie konnte es auch anders sein? Sie waren in Gottes Hut. Gott segne und behüte unsre lieben Pflegesöhne! Er helfe uns auch bei ihrer Erziehung in jeder Beziehung das Rechte zu treffen."

War das nicht ein schönes Ende? Und was viel mehr wert ist: War es nicht ein junges Leben, das dem Herrn geweiht war und geweiht sein wollte? Das ists, was wir alle brauchen, wenn wir selig sterben wollen. — Und von nun an wollen wir auch an die werdenden Evangelisten in Suriname denken, deren es noch mehrere giebt.

Bei den Kindern im Oranje-Freistaat.

Das Bild zeigt uns den Missionsdirektor Gensichen von der Berliner Mission, der im vorigen Jahr von einem zweijährigen Besuche auf den afrikanischen Arbeitsfeldern dieser Gesellschaft wohlbehalten zurückgekehrt ist. Durch den Krieg Englands mit den

Buren wurden der Reise nördlich vom Kap- und Kafferland viele Hindernisse und Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Um so wertvoller war der Besuch von wenigstens sechs Stationen im Oranje-Freistaat, auf deren einer wir den Direktor auf dem Bilde inmitten einer andächtig lauschenden Kinderschar erblicken. Der Ort heißt Beaconsfield und liegt an der Eisenbahn, die vom Süden Afrikas direkt nach Norden führt, dicht bei der Diamantenstadt Kimberley, von der wir vor zwei Jahren erzählten. Wie nett und sauber sind die Kinder gekleidet, wie frisch und rund sehen sie aus! Von einem Besuch bei solchen Kindern erzählte uns Direktor Gensichen auf unsere Bitte für unser Blatt folgendes Erlebnis: „Es ist



Missions-Direktor Gensichen mit Kindern im Oranje-Freistaat.

Schulprüfung in R. Ich hatte mit den zehn- bis zwölfjährigen Burschen und Mädchen das Leben des Herrn Jesu durchgesprochen und frage den 11jährigen Jan: „Was macht der Herr Jesus zur rechten Hand Gottes?" — Jan: „Er schreibt die Sünden auf." — „Was für Sünden?" — Jan: „Lügen, Stehlen u. s. w." — „Wie kommen die Sünden nun wieder heraus aus dem Buch des Herrn Jesu?" — Jan schweigt. Ich frage weiter: „Jan, wenn du keinen Kaffee, keinen Tee, keinen Zucker im Hause hast, was tust du dann?" — Jan: „Ich gehe hin zum winkelier (Kaufmann) und kaufe." — „Wenn du aber kein Geld hast?" — Jan: „Dann sage ich zum Kaufmann, er soll aufschreiben." — Missionar Kottich schreibt eine Rechnung für Jan an die Tafel:

Kaffee	2.50	Mk.
Tee	2.—	„
Zucker	1.50	„
	6.—	Mk.

„So, nun stehst du beim Kaufmann im Buch. Wie kommst du da wieder heraus?" — Jan: „Ich gehe hin und arbeite, und wenn ich Geld verdient habe, bezahle ich bei dem Kaufmann. Dann muß er die Rechnung tot machen." — Der Missionar streicht die Rechnung durch. Ich frage: „Nun sage mir: Wie kommen die Sünden heraus aus dem Buch bei dem Herrn Jesus?" — Jan: „De maakt hy dood dor ziyn heilig dierbaar bloed (die macht er tot durch sein heilig teures Blut)." —

Ist es nicht herrlich, wenn Heidenchristenkinder schon ein solches Verständnis für Gottes Wort an den Tag legen und beweisen können, daß sie das Gelernte mit Nachdenken erfaßt haben? — Wie mags gegenwärtig in Transvaal und Oranje-Freistaat ausschauen? Die Missionare halten wieder Einzug auf ihren Stationen, aber diese liegen vielfach in Trümmern oder sind beschädigt und das Land ist wüste. Wer sollte da nicht innig teilnehmen und der Bedrängten und Mittellosen gedenken?

Ein Kaffer-Prediger.

Ein Beispiel davon, wie ein afrikanischer Missionsgehilfe predigt. Begeben wir uns auf eine Station der Brüdergemeine im Kafferland. Es ist der dritte Adventsonntag. Der Text ist jene Frage Johannis des Täufers an Jesus: „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?" und die Antwort Jesu Matth. 11, 2—10.

Große Scharen, so beginnt der schwarze Prediger, hatten sich von Johannes taufen lassen. Da trat

Jesus auf. Er heilte Lahme, Blinde, Aussätzige und verkündigte das Reich Gottes. „Was kann ich tun?“ sagte Satan zu sich selbst, als er dadurch seine Herrschaft bedroht sah. „So kann und darf es nicht fortgehen. Doch halt, jetzt fällt mir ein Plan ein. Laßt uns dem Treiben des Johannes ein schnelles, gewaltsames Ende bereiten, ihm den Mund stopfen! Laßt uns ihn ins Gefängnis werfen!“ Gesagt, getan. Binnen kurzem fand er Helfershelfer; Johannes wurde verhaftet, ins Gefängnis geworfen, und als die schweren Eisentüren hinter ihm dröhnend ins Schloß fielen, da erschallte das laute Freuden- und Hohnlachen Satans; sein Plan war ihm gelungen.

Verzweifelt war die Lage des Johannes. Da saß er im dunklen Gefängnis. Tage und Wochen vergingen; kein Ausweg, keine Rettung. Und doch war da draußen der Messias. Warum kam er nicht, die Türen zu öffnen, um ihn zu befreien? Sollte das wirklich der verheißene Sproß Davids sein? „Geht hin“, sagt er zu seinen Jüngern, „fragt ihn, ob er wirklich der Verheißene ist, oder ob wir auf einen andern warten sollen.“ — „Geht hin und sagt dem Johannes, was ihr sehet und höret u. s. w.“, antwortet ihnen Jesus.

Und Jesus fuhr fort, zur Menge zu reden: „Was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Wolltet ihr ein Rohr sehen, das der Wind hin und her wehet?“ — Ja, da kommen die Leute zum Missionar und sagen: Wir wollen dem Herrn Jesu nachfolgen, in den Taufunterricht gehen und getauft werden. Sie gehen in den Unterricht, sie werden eingeschrieben. Kaum sind sie eine Weile in die Kirche gegangen, so fallen sie schon wieder in die heidnischen Sitten und alle Werke des Fleisches zurück. — „Ja, was seid ihr hinausgegangen zu sehen? wollt ihr ein Rohr sehen, das vom Winde hin und her gewehet wird?“ — Da kommen Eltern und bringen ihr Kindlein zur heiligen Taufe, denn sie sind Christen. Das Kindlein wird auf den Namen des dreieinigen Gottes getauft, die Eltern geben feierlich das Versprechen, daß sie das Kind in der Zucht und Vermahnung zum Herrn auferziehen wollen. „Doch was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Wolltet ihr ein Rohr sehen, das vom Wind hin und her geweht wird?“ (Hier drehte sich der Redner sehr bezeichnend und dramatisch mehrmals schwankend um seine eigene Achse herum.) Das Kind wird groß, der Lehrer liest den Namen im Taufbuch und fragt den Kirchendiener: „Wo ist der Joseph, der damals getauft wurde? Wo ist er?“ O, der ist beim Vieh; da läuft er im Ochsenfell oder fast nackt herum. Die Eltern schickten ihn nie zur Schule, er wuchs mit den heidnischen Hütejungen auf und versank so im Heidentum. Die Eltern sind ein solch schwankendes Rohr. Aber auch ihr Heiden: Was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Wolltet ihr ein Rohr sehen, das vom Winde hin und her bewegt wird? Ihr kommt oft hierher zur Kirche, viele Sonntage schon, und doch bekehret ihr euch nicht. — Oder wollt ihr Menschen in weichen Kleidern sehen? „Ja“, denkt und plant der Satan, „ich werde die Menschen um ihr Christentum betrügen. Ja, kommt nur, bekehrt euch, legt die schmutzigen Kleider des Heidentums ab; ich werde euch in Sammet und Seide kleiden, schöne bunte Kopftücher und Kleider ziehe ich euch an, schöne Stiefel und Sonnenschirme sollt ihr erhalten!“ So, plant Satan, so werde ich sie mit dem Glanz der Eitelkeit schon um ihren Himmel betrügen. Wenn sie erst all diesen Staat und Putz anhaben, dann sind sie mir sicher. Denn wenn sie an die Himmelstür kommen und Einlaß begehren, dann wird Gott tiefer blicken als auf die schönen Kleider und sagen: „Geht hinweg!“

Die ganze Predigt war, schreibt Missionar M., im höchsten Grade ergreifend. Wie ein Donnerwort wurde Christen und Heiden immer wieder die Frage vorgelegt: Was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Bist du ein solches Rohr? Was hat dich zu Christo und seiner Gemeinde getrieben? — Bald nach dieser Predigt fand im gleichen Kirchlein die Taufe von 27 Erwachsenen statt. Es werden wohl manche darunter gewesen sein, die durch eben jene Predigt zu neuem Leben erweckt worden waren.

Rätsel.

Wagerecht und senkrecht gleich:

1. Etwas, das ich gern trage. — 2. Römische Kalendertage. — 3. Kaiser; sann auf Mord und Plage. — 4. Männlein aus dem Reich der Sage.

Aus dem Hermannsburger Kalender.

Mk. 63.82 zur Tilgung der Missionsschuld durch Photographien aus Gnadenthal, Südafrika, von H. W. und R. St. in Leonberg gesammelt.

Dankend **Missionsverwaltung, Herrnhut.**

Herausgeber Prediger Th. Bechler, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider.
Verlag der Missionsbuchhdlg. der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Erscheint monatlich. **Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.** Preis jährl. 25 Pfg.

№ 12. Dezember 1902. 3. Jahrgang.

Weihnachtsfeiern in Suriname.

Wo das liebe Weihnachtsfest mit seinem Lichterglanz und seiner Freudenbotschaft „Friede auf Erden" in einem Christenhause einkehrt, da verklärt es mit seinem beglückenden Schein die ärmste Hütte wie den glänzendsten Palast, und ein Strahl himmlischer Freude dringt selbst in das düsterste, von Schmerz und Sorge niedergebeugte Herz. Und wenn selbst den großen erwachsenen Leuten licht und froh ums Herz wird, wenn das Weihnachtsfest naht, wie jubelt da erst Herz und Auge all derer, die noch keine Sorge drückt, das Herz der Kinder! Gelt Kinder, es giebt kein schöneres Fest, als Weihnachten. Ja, Gott der Herr beschere euch eine lichtfrohe, schöne, gesegnete Festzeit! Wenn ihr euch aber schon so auf Weihnachten freut, wie sollten da nicht erst die Heidenkinder, die doch im Lauf des Jahres längst nicht so viel schöne Abwechselung in ihrem Leben haben, wie ihr, voller Entzücken sein, wenn das Christfest wieder einmal naht! Es wird ihnen aber auch viel Freude zu Weihnachten bereitet. Hören wir heut von den Veranstaltungen, mit denen die Missionare in Suriname mit den großen Scharen von Kindern und Heranwachsenden, die in ihrer Pflege stehen, Fest feiern!

Nach Schwester Stähelins Mitteilungen vom vorigen Jahre können wir uns so recht in die Feiern hinein versetzen.

Es ist der 15. Dezember. An diesem Tage schon finden Weihnachtsfeiern in den verschiedenen Stadtteilen der Hauptstadt Paramaribo statt, damit sie sich nicht am letzten Sonntag vor Weihnachten zu sehr zusammendrängen. Wir lenken unsere Schritte, schreibt die Schwester, in die Saramakkastraße, wo im großen Stadtmissionssaal etwa vierhundert Knaben und Mädchen, alle schön weiß gekleidet, versammelt sind. Vater Zuch und sein Stab, einige Brüder und Schwestern und mehrere Eingeborene, die das ganze Jahr hindurch treulich an den Kindern gearbeitet haben, feiern ein schönes Fest mit ihren Pfleglingen. Man siehts an den strahlenden Augen bei alt und jung, daß heut besondere Freude die Brust schwellt. Man siehts am Transparent und Christbaum, daß hier Weihnachten gefeiert wird. Wir freuen uns des kräftigen Gesangs und der trauten Lieder: „Stille Nacht", „Fröhlich soll mein Herze springen". Die Ansprache ist vorüber, der zweite Teil: die Bescherung beginnt. Sind es auch nur kleine Gaben, die Büchel, Seife, Lichter und Brötchen, welche die Kinder empfangen, sie bereiten doch große Freude.

Von hier gehen wir in die Burenstraße, wo im Saal des Herrnhuter Krankenhauses Missionar Staude mit seiner Sonntagsschule, einer Schar von einhundert und dreißig Kindern eine ähnliche Feier abhält. Es herrscht gute Ordnung und Stille, was bei der kleineren Zahl leichter möglich ist.

Am 20. Dezember findet dann in der Bewahrschule eine Feier für den Jungfrauenverein statt. Fünfzig Mädchen, ebenfalls in blendendem Weiß, umstehen Br. Th. Hellström, der die Feier leitet. Auch sie

empfangen kleine Geschenke, zum Schluß jedes eine brennende Kerze. Es war ein lieblicher Anblick, die Mädchen mit ihrem Licht in der Hand stehen zu sehen, während sie den Gesang „Morgenstern auf finstere Nacht" anstimmten. Das Gleichnis von den zehn Jungfrauen kam mir unwillkürlich in den Sinn. Möchten sich die Herzen der Mädchen unter dem Lichtglanz dem wahren Lichte öffnen, dem Jesuskinde, der der Welt das Licht gebracht. — Am Abend vor dem Christnachtstag versammeln sich die Missionsgeschwister mit ihren Kindern zur Feier einer deutschen Kinderchristnacht. Eine liebliche Feier. Die Kleinen erzählen die Weihnachtsgeschichte und sagen ihre Verse auf. Die meisten flüstern scheu und geben nur schüchtern der Öffentlichkeit preis, was sie auf dem Schoß der Mutter gelernt, ein Bursche aber giebt sein „Morgenstern auf finstere Nacht" so laut von sich, daß alles sich daran ergötzt. — Natürlich putzen sich die einzelnen Familien in den Missionshäusern mit Transparent und Christbaum oder einer kleinen „Bethlehem"-Darstellung ihr „Weihnachten" auf, und vor allem findet am Christabend in der großen Stadtkirche wie in den drei Vorstadtkirchen eine allgemeine kirchliche Feier statt, wo sich die Hunderte von weißgekleideten Festgenossen mit ihren schwarzen Gesichtern drängen und drücken, um nur auch noch ein Plätzchen zu erhalten und wo der Gesang zur Ehre des Christkindes in lautem Chor in die Nacht hinaus schallt. Ja hie und da huscht noch ein Missionar oder seine Gattin oder eine der Diakonissen durch die Straßen der Stadt, um in irgend einem Hüttlein Weihnachtsfreude zu bereiten. Wir nennen aber nur noch zwei festliche Veranstaltungen, die besonderen Eindruck zu machen pflegen: Am dritten Feiertag schließen die zahllosen Feiern mit einer in der großen Kirche abgehaltenen deutschen Weihnachtsfeier für die in Paramaribo ansässigen deutschen Soldaten. Br. Kusch hält die Predigt und schiebt den Hörern den ernsten Gedanken ins Herz, daß wir ja nicht nur mit dem Kopf, sondern auch mit dem Herzen Weihnachten feiern sollen, ja daß es zu unserer Seligkeit durchaus nötig ist, daß wir uns mit der ganzen Person, mit unserem ganzen Willen Gott, unserm Heilande, übergeben. Das fordert der Herr Jesus von uns, dazu kam er auf die Welt. — Und nun zum Schluß besuchen wir den Jünglingsverein in Paramaribo. Von diesem aber wollen wir bei der Gelegenheit etwas ausführlicher reden.



Missionar Hettasch. Junglingsverein in Paramaribo.

Im Jünglingsverein zu Paramaribo.

Im Jahre 1894 war es, daß einige Neger-Jünglinge in Paramaribo zu einem Jünglingsverein sich zusammenschlossen. Br. Slink übernahm die Leitung. Es dauerte nicht lang, da meldeten sich ganze Scharen zum Beitritt. Bald zählte der Verein zweihundert Mitglieder. Viele dieser Eintagsfliegen flogen aber ebenso schnell, wie sie herangezogen kamen, wieder fort. Ein Stamm von dreißig jungen Leuten blieb treu. Diese kommen an den Sonntagabenden zu einer Bibelbesprechung oder Predigtwiederholung, am Mittwoch Abend zur freiwilligen Fortbildungsschule und des Sonnabends zu einer Tasse Tee zusammen. Auch an anderen Abenden nimmt das Vereinslokal jeden Erholungsbedürftigen aus dem

Kreis der jungen Leute auf. Und ist wieder einige Wochen hindurch ernst gearbeitet worden, dann fliegt die ganze Schar an einem schönen Sonntagmorgen aus. Das benachbarte Beekhuizen ist häufig das Ziel der Wanderung. Rast- oder Gasthäuser aber gibt es dort zu Lande nicht, und wenn man auch der Missionsfrau in Beekhuizen, Schwester Prellwitz, alle erdenkliche Güte und Gastfreundschaft zutraut, für vierzig bis fünfzig gute Magen hat sie wohl doch nicht immer genügende Mundvorräte. Darum müssen Tags zuvor in der Stadt Einkäufe an Erbsen, Bohnen, Salzfleisch und Brötchen gemacht werden. In Körben wird alles verpackt, bald nach Sonnenaufgang der Eselwagen angespannt, und nun geht's mit den Freunden und Bekannten, die sich angeschlossen haben, unter Singen und Klingen zur Stadt hinaus ins Freie. Ein wunderschöner Weg! Und wie gut auch, daß die Negerburschen, häufig noch recht ungeleckte Gesellen, einmal genötigt sind, fein sittsam sich zu bewegen und mit einander Unterhaltung zu pflegen. Zur Predigtzeit ist das Ziel erreicht. Nach Besuch des Gottesdienstes, der bis zur Vollendung des Kirchbaues auf der breiten Veranda des Wohnhauses statt findet, zerstreut sich die ganze Schar und schwelgt im Genuß der Wälder und Felder wie der frischen freien Luft. Nur die Mittagsglocke und das Kaffeestündchen ruft sie wieder zusammen. So wird den ganzen Tag über die Freiheit genossen und bald hier bald da in der Waldlichtung eine größere oder kleinere Gruppe gebildet, Gottes Wunder in der Natur betrachtet und auch von dem Höchsten und Besten geredet, was ein Menschenherz bewegt. Abends sammeln sich die Jünglinge noch einmal um Gottes Wort und danken dem Herrn für die erfahrene Wohltat. — Daß nun auch in diesem Kreise, im Jünglingsverein in Paramaribo, ein Glanzpunkt des Zusammenlebens das Weihnachtsfest ist, könnt ihr euch denken. Unsere heimatlichen, immergrünen Tannen giebt's ja unter der tropischen Sonne nicht, aber die jungen, dichtbelaubten Zweige des Manja- (anderwärts Mango genannten) Baumes, der unserer Linde ähnelt, ersetzt den deutschen Christbaum insoweit, daß man sich zufrieden geben kann. Sind die Zweige mit dem „Engelshaar" und den bunten Ketten geziert und mit Lichtern geschmückt, dann nehmen sie sich nicht weniger schmuck aus als Tannen. Die Jünglinge pflegen überdies, wie es in Brüdergemeinen üblich ist, ein „Bethlehem" aufzubauen, d. h. eine Nachbildung der Geburtsstätte des Herrn und ihrer Umgebung, wodurch uns die Menschwerdung des Heilandes noch ein Stück näher gebracht wird, als dies schon durch den Lichterbaum geschieht. Wie schön, daß diese lieblichen Sitten, die gerade auf die natürlich und unmittelbar empfindenden Herzen der Eingeborenen zu wirken pflegen, eben auch durch die Mitglieder des Jünglingsvereins allmählig in weitere Kreise getragen werden. — Im Jahr 1898 hielten die Jünglinge noch eine ganz besondere Feier ab. Von dieser erzähle Br. Joh. Hettasch, der sie leitete und den unser Bild inmitten seiner Jünglinge zeigt. Warum aber, werdet ihr fragen, haben sich die Jünglinge so wunderlich durch einander aufgestellt? Und dabei sind sie so eigentümlich gekleidet!



Befreite Sklavenmädchen (Deutsch-Ostafrika).

Sie haben soeben ein Weihnachtsspiel aufgeführt, das den Titel führt: „Christ ist geboren" und, von einem Mitgliede der Brüdergemeine verfaßt, auch von deutschen Jünglingen schon mehrfach dargestellt worden ist. Daß das keine kleine Leistung war, begreifen wir. Br. Hettasch berichtet: „Die Vorbereitung nahm Monate in Anspruch. Jedes der Vereinsmitglieder hatte etwas dabei zu tun und mußte für das nötige sorgen. Die einen fertigten Ritterrüstungen, die anderen Hirtenkleider, die Geschicktesten wagten sich an den Herodesmantel, kurz jeder hatte seine Handarbeit. Und dabei galt's den Text dem Kopfe einzuprägen. So gab es ein reges Treiben, und mancher, der den Verein sonst wohl nicht so treu besucht hätte, wurde dadurch herbeigezogen und festgehalten. Auch die europäischen Kaufleute beteiligten sich sehr rege und wurden auf diese Weise schneller mit ihren schwarzen und braunen Brüdern bekannt. In Darstellungsgewändern zeigt sie das Bild. Da steht in der Mitte hinten die Engelsgestalt, die die Geburt des Herrn verkündigt, daneben Herodes und Männer des Hohen Rats, weiter links die Weisen aus dem Morgenlande und vorn knieen die Hirten mit ihren langen Stöcken, kurz alle, die in irgend einer Weise beim Spiel mitgewirkt haben. Die Feier selbst fand vor einem streng ausgewählten Publikum statt und verlief über alles Erwarten gut.

Die lautlose Stille sowohl während der Aufführung als nach Verlauf derselben war ein Beweis, daß man sich nicht nur vergnügte, sondern erbaute. Denn gewöhnlich geht eine Volksmenge von dreihundert Negern nicht geräuschlos aus einander. Auch den Jünglingen selbst konnte man es an den Gesichtern ablesen, wie wichtig und ernst ihnen das Spiel war.

Undankbarkeit am Weihnachtsfest.

Die fünf ersten sogenannten „Hauskinder“ unserer Missionsgeschwister Dahl und Meier in Urambo in Deutsch-Ostafrika sind es, die das kleinere Bild uns vorführt. Sie stehen vor dem Missionshaus neben den Mörsern, in denen sie so oft Mais stampfen. Auf dem Bilde, welches die Januarnummer brachte, saßen sie inmitten ihrer späteren Mitschülerinnen; unser Bild wurde gegen Ende des Jahres 1898 aufgenommen, da waren diese fünf die einzigen Kinder im Missionshaus. Daß sie früher Sklaven waren, dann aber von den deutschen Beamten befreit und den Missionaren zur Erziehung übergeben wurden, haben wir auch schon gehört. Wir kennen auch ihre Namen, ja sogar ihre Unarten. Davon gab die Februarnummer Kunde. Eine traurige Jugend haben die Armen hinter sich. Schaut einmal der Kleinsten genau ins Gesicht. Da findet ihr drei Streifen auf Stirn und Wangen. Die hat ihr ihre Mutter eingebrannt! Und wie viel Schläge mag das arme Kind bekommen haben, stammt sie doch aus dem berüchtigt kriegerischen Lande der rauhen Hehe, die im Nordosten des Kondelandes wohnen! Mitleid kommt uns vor allem jetzt vor dem Weihnachtsfeste an, wenn wir bedenken, daß diese armen Waisen noch Heiden sind, also noch nicht die Liebe des großen Kinderfreundes an ihrem Herzen erfahren haben. Und unsere Missionare und ihre Frauen lassen es doch wahrlich an Erziehung und Unterricht nicht fehlen. Vor allem erweisen sie ihnen ihre Liebe zur Weihnachtszeit.

Hört aber erst, wie ihre Kameraden, die Schulkinder aus dem Dorf, den Missionaren im letzten Jahr ihre Liebe gedankt haben! Weder Br. Dahl, noch Br. Meier hatte voriges Jahr Gaben aus der Heimat für die Kinder erhalten, wie dies früher der Fall gewesen; sie wollten ihnen aber doch einige Kleinigkeiten zuwenden und beschlossen daher, jedem Kinde eine Tafel und einen Schieferstift oder ein Heft mit einem Bleistift sowie bunte Bilder zu geben, die vom Jahr zuvor übrig geblieben waren. Die Jungens (von den dreißig Schulkindern waren achtundzwanzig Jungen) hatten sich aber in den Kopf gesetzt, sie wollten jeder eine schöne Mütze haben. Der Tag kam, prachtvoll stieg die Sonne auf, während es die Tage vorher geregnet hatte, und die Missionare freuten sich auf eine erquickende Feier. Ja, diese selbst verlief auch ganz schön, zweihundert Leute besuchten sie, die Kinder nahmen auch die Geschenke anfangs gern entgegen, ja die jüngeren freuten sich aufrichtig, da — als es zum Schluß kam, wo sonst jedes artige Kind die Hände zum herzlichen Dank ausstreckt, da versagte eins nach dem anderen. Ja, die älteren Burschen legten ihre Gaben wieder auf den Tisch und zwangen auf dem Nachhauseweg die kleineren, ihre Geschenke zurückzubringen! „Warum“, fragten die Missionare, „warum bringt ihr das alles wieder?“ — Da hatten sie die Ausrede ersonnen: „Die Ratten zu Hause würden uns die Hefte fressen“. — „Und die Schiefertafeln auch?“ fragte Br. Meier. — Da fühlten sie sich auf ihrem Lügenweg ertappt und polterten nun ungeschminkt heraus: „Wir wollen solche Sachen nicht, wir wollen Kleider haben!“ Den Geschwistern traten die Tränen in die Augen. Wie hatten sie sich gefreut, den Kindern ihre Liebe zu zeigen und darin die Liebe dessen abzubilden, dessen Geburtsfest wir zu Weihnachten feiern, und das war der Dank! Sie hatten aufs neue Erfahrung davon gemacht, wie das Herz ihrer Pfleglinge nur am Äußern hängt, ihr Sinnen und Denken vom Vergänglichen erfüllt ist und sie noch nicht einmal das Danken für empfangene Wohltat gelernt hatten. — Zum Glück machten ihre Hauskinder eine rühmliche Ausnahme. Mit diesen feierten sie des Abends in ihren Wohnungen, sangen mit Harmoniumbegleitung „Fröhlich soll mein Herze springen“ und freuten sich, daß sie Verständnis für die Worte zeigten, die dabei vom Christkind mit ihnen geredet wurden. Auch kamen am ersten Feiertag nach der Predigt die meisten der Schulkinder und baten um Verzeihung. Ein Bursche, namens Sahali, hatte sie zu ihrer Undankbarkeit und Unzufriedenheit verleitet. Wie häßlich ist die Undankbarkeit, zumal unter dem Christbaum!

Rätsel-Auflösungen: 1. Assyrien. 2. Ahr, Ohr, Uhr. 3. Mandel, Mantel, Mangel. 4. Mark. 5. Nachtwächter. 6. Blumenstrauß. 7. Aden, Eden, Iden, Oden, Uden. 8. Thron. 9. Weintrauben. 10. Eli, Elisa, Elisabeth. 11. Ring, Iden, Nero, Gnom.

Rätsel: Wird a aus dem Gemüse genommen, — Hat man statt dessen einen Schrank bekommen.

Mk. 10.05 durch Frau Bérard, Oberbronn, dankend empfangen
Expedition der Missions-Verwaltung.

Nr. 5 des laufenden Jahrgangs ist ausgegangen und wären wir für Zusendung nicht gebrauchter Exemplare dieser Nummer sehr dankbar. — **Einbanddecken** für den laufenden Jahrgang sind zum Preise von 30 Pfennig zu haben. Bestellungen vermitteln die Verteiler des Blattes und nimmt an **die Missionsbuchhandlung, Herrnhut.**

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich, bringt regelmäßig Bilder und **kostet im Jahr nur 25 Pf.** (Porto für 1—5 Ex. 3 Pf., 6—11 Ex. 5 Pf.) — Von 20 Ex. an portofrei, von 50 Ex. an à 22 Pf. und portofrei; 100 und mehr Ex. à 20 Pf. und portofrei.

Herausgeber Prediger Th. Bechler, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider.
Verlag der Missionsbuchhdlg. der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut.

